

I. Begriffliche und theoretische Ausgangspunkte

Dieser erste Teil meiner Untersuchung skizziert drei wesentliche begriffliche und theoretische Ausgangspunkte einer Außenkulturpolitik-Analyse, nämlich den Kulturbegriff, das Internationale bzw. die internationale Komponente von Staatlichkeit sowie den Nationalismus bzw. Nationalstaatlichkeit. Inhaltlich gliedert er sich in vier Kapitel.

Das erste Kapitel schildert die historische Genese des Kulturbegriffs seit der europäischen Antike, legt dabei allerdings einen deutlichen Schwerpunkt auf die Zeit seit der Aufklärung. Im Mittelpunkt steht insbesondere die Frage, welche inhaltlichen Komponenten den Kulturbegriff in der Vergangenheit ausmachten und noch in der Gegenwart ausmachen. Hiervon ausgehend wird zu prüfen sein, in welcher Weise die modernen Wissenschaften auf den Begriff der Kultur zurückgreifen und wie dies das – auch außerwissenschaftliche – Nachdenken über Kultur geprägt hat. Für eine interpretative Außenkulturpolitik-Analyse ist dies von zentraler Bedeutung, schließlich sieht sie sich in gleich doppelter Weise mit »Kultur« konfrontiert: Einerseits wird diese als Gegenstand politischen Handelns tagtäglich eingesetzt und ist folglich auch Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion. Andererseits ist sie aus einer neueren sozial- und kulturwissenschaftlichen Perspektive zugleich Bedingung von Wissenschaft wie auch von Politik. Hier treffen verschiedene Ebenen der Argumentation in einer verworrenen Weise aufeinander, deren Verhältnis zueinander im weiteren Verlauf dieser Untersuchung noch zu klären sein wird.

Das zweite Kapitel versucht im Anschluss an diese begriffsgeschichtlichen Überlegungen zu eruieren, inwiefern die politikwissenschaftlichen Forschungen zu Internationalen Beziehungen zu einem besseren Verständnis von Kultur und Außenkulturpolitik beitragen könnten. Mit der gleichen Fragestellung widmet sich das dritte Kapitel soziologischen, geschichts- und politikwissenschaftlichen Theorien des Nationalismus bzw. des Nationalstaats. Beide sind dabei insofern analog aufgebaut, als zunächst in einem ersten Unterkapitel nach Möglichkeiten gesucht wird, sich mit gängigen Theorien des jeweiligen Forschungsfeldes Kultur und Außenkulturpolitik anzunähern. Hierbei sind die Art und Weise sowie der Umfang, in denen

diese Begriffe in den jeweiligen Theoriedebatten aufgegriffen werden, von zentraler Bedeutung. In einem zweiten Unterkapitel steht, hiervon ausgehend, die Frage im Mittelpunkt, wie genau bestimmte Theriefamilien zu einem besseren Verständnis dieser Phänomene beizutragen vermögen. Hier werden in hohem Maße auch eigene Überlegungen und Weiterentwicklungen notwendig sein.

Ein viertes Kapitel fasst schließlich die Ergebnisse des ersten Teils dieser Untersuchung zusammen.

1.1 ZUR GENESE DES KULTURBEGRIFFS

Es gibt wohl nur wenige sozialwissenschaftliche Begriffe, die ein dermaßen uneinheitliches Bedeutungs- und Gebrauchsspektrum aufweisen wie der Begriff der Kultur. Zugleich gibt es zu dessen Begriffsgeschichte nicht wenige sozial- oder kulturwissenschaftliche, historische oder philosophische Texte, die mit genau dieser Feststellung beginnen.¹ Ein solcher Einstieg in die Thematik ist begründet: Tatsächlich hat die Bedeutungsvielfalt des Begriffes »Kultur« zahlreiche Konsequenzen für Wissenschaften wie auch für außenkulturpolitische Praxis.

In diesem Kapitel schildere ich zunächst die begriffsgeschichtliche Genese dieser semantischen Vielfalt. Auf diesen Ausführungen aufbauend, untersuche ich anschließend die wichtigsten Konsequenzen für die Sozial- und Kulturwissenschaften, soweit dies für den weiteren Verlauf der Argumentation dieser Untersuchung relevant ist. Dabei wird sich zeigen, dass der Kulturbegriff trotz seiner semantischen Vielfalt insofern eine gewisse Geschlossenheit aufweist, als sich vier wesentliche Bedeutungsdimensionen unterscheiden lassen.

Der Begriff »Kultur« geht etymologisch auf das lateinische Verb »colere« sowie auf die zur gleichen Wortfamilie gehörenden Wörter zurück. »Colere« kann nach Terry Eagleton »so gut wie alles bedeuten«, wobei er als wichtigste semantische Nuancen »hegen«, »pflegen«, »bewohnen«, »anbeten« und »beschützen« nennt.² Aus »colere« im Sinne von »bewohnen« entwickelte sich die sprachenübergreifend vorhandene Wortfamilie rund um »Kolonie« (»colony«, »colonia«), die für die Genese der Bedeutungsvielfalt von Kultur allerdings eher unwichtig ist. Wichtiger wurden Bedeutungsnuancen rund um »hegen« und »pflegen« sowie auch »bebauen« mit vorwiegend agrarischer sowie religiöser Bedeutung.³ Das lateinische Substantiv »cultura« bezeichnet sowohl die landwirtschaftliche Tätigkeit als auch den landwirtschaftlich bearbeiteten Boden. Diese agrarische Wortbedeutung ist

1 Vgl. beispielhaft Eagleton 2001, S. 7; Williams 1976a, S. 87.

2 Eagleton 2001, S. 8. Er lehnt sich dabei an Raymond Williams an, der die gleichen Übersetzungen nennt; vgl. Williams 1976a, S. 87.

3 Flatz 1999, S. 60 und 62; Ort 2003, S. 19; Hetzel 2001, S. 23-26.

in Begriffen wie »Monokultur«, »Treibhauskultur« oder »Kulturpflanzen« noch heute präsent.⁴

Die Abgrenzung von der Natur war in gewisser Weise schon im lateinischen Kulturbegriff angelegt, wenngleich noch nicht in gleichem Maße manifest wie in der Neuzeit.⁵ In der ursprünglichen Bedeutung des lateinischen »cultura«, landwirtschaftliche Tätigkeit wie auch landwirtschaftlich bearbeiteter Boden, wird dies deutlich. »Cultura« kann verstanden werden als die Überführung dessen, was außerhalb des Menschen in der Natur gelegen ist, in die Sphäre des Menschlichen. Diese Grenze zwischen dem außerhalb menschlicher Kontrolle Liegenden und dem, was der Mensch zu kontrollieren vermag, kann auch aus den anderen Wortbedeutungen des lateinischen »colere« herausgelesen werden: »pflegen«, »bewohnen«, »anbeten« und »beschützen« sind Tätigkeiten, die sich auf ein Objekt beziehen, das in irgendeiner Weise dem Menschen zugänglich oder nützlich gemacht wird.⁶ Nun stellt eine solche Interpretation des antiken Wortgebrauchs selbstredend insofern eine Konstruktion dar, als sie einen semantischen Aspekt besonders hervorhebt, der eigentlich erst im weiteren Verlauf der Begriffsgeschichte relevant wurde. Gleichwohl sollte die schon in »cultura« und »colere« angelegte Möglichkeit, entsprechend interpretiert und weiterentwickelt zu werden, an dieser Stelle Beachtung finden.

Die heute relevanten Wortbedeutungen von Kultur entwickelten sich aus der metaphorischen Anwendung des Begriffes »cultura« auf den Menschen selbst. Es war Cicero, der erstmals von »cultura animi« sprach. Das gleichfalls aus »colere« abgeleitete »cultus animi«, Pflege des Geistes, war allerdings schon vor Cicero gebräuchlich. In beiden Fällen war es nun der Mensch selbst, dem die »Pflege« angedieh. »Cultura« war eine tugendhafte Qualität geworden, um die sich der Mensch bemühen musste und die ihn Anstrengung kostete. Mit dieser metaphorischen Neuerung hatte die römische Antike alle Voraussetzungen für die Entwicklung des modernen Kulturbegriffes geschaffen.⁷

Im Mittelalter trat der religiöse Aspekt von Kultur in den Vordergrund.⁸ Es war nun Gott, der Schöpfer, der – metaphorisch gesprochen – als Landwirt auf dem zu bestellenden menschlichen Feld sein gutes Werk tat. Kultur war damit keine Eigenschaft mehr, die sich der Mensch selbst verdankt, sondern eine von Gott geschenkte.⁹ Erst in der Renaissance, im Zuge der Rückbesinnung auf die Antike, wurde Ciceros Kulturverständnis wieder aufgegriffen. In der frühen Neuzeit verwendeten Thomas Morus, Erasmus

4 Perpeet 1984, S. 21.

5 Hetzel 2001, S. 26. Vgl. zum Unterschied von Physis und Techne bei Aristoteles Schiemann 2004, S. 63; kritisch dazu Nöth 2002a, S. 50.

6 Vgl. zu diesen Übersetzungen Eagleton 2001, S. 8; Williams 1976a, S. 87.

7 Perpeet 1984, S. 21; Williams 1976a, S. 87; Fisch 1992, S. 685 und 688.

8 Ort 2003, S. 19; Eagleton 2001, S. 3; Hetzel 2001, S. 29.

9 Perpeet 1984, S. 22.

von Rotterdam, Francis Bacon, Thomas Hobbes und Michel de Montaigne den Kulturbegriff im Sinne Ciceros als Pflege der Persönlichkeit durch Bildung.¹⁰ Diese individuell-geistige Wortbedeutung blieb parallel zu anderen Begriffsentwicklungen bis heute im Kern erhalten, wenngleich sich durch- aus Veränderungen in einzelnen Aspekten ergaben und sie durch andere Bedeutungsdimensionen ergänzt wurde.

Der schon in der antiken agrarischen Bedeutung des Begriffes latent angelegte Gedanke einer Nutzung und damit Beherrschung der Natur durch den Menschen verselbständigte sich in der Aufklärung.¹¹ Er verband sich mit der metaphorischen Bedeutung von Kultur – als Pflege menschlicher Qualitäten – und steigerte sich in dieser neuen Konstellation zu einer scharfen Abgrenzung menschlicher und geistiger Kultur gegenüber der nicht-menschlichen und nichtgeistigen Natur. Tatsächlich war es die Aufklärung, die zwischen menschlicher Setzung und natürlich Seiendem strikt zu unterscheiden begann und sich hierfür den Begriff der Natur als entsprechenden Gegenbegriff zur Kultur formte. René Descartes' Dualismus aus *Res extensa* und *Res cogitans* stellte einen wichtigen Ausgangspunkt dieser Entwicklung dar. Johann Christoph Adelung definierte Kultur als Übergang aus dem Tierischen in das Gesellschaftliche.¹² Samuel von Pufendorfs Dualismus aus *Cultura* und *Natura* schließt sich hier an, für ihn wurde die Unterscheidung von Mensch und Tier sowie von »status naturalis« und »status civilis« zentral. Kultur umfasst bei ihm alle Anstrengungen, durch die der Mensch den Naturzustand zu überwinden strebt.¹³

Die politische Philosophie des Rationalismus und der Aufklärung war analog dazu durch Annahmen eines »Naturzustands« und hierauf aufbauende Vertragstheorien bestimmt. Mit ihnen tritt die dualistische Unterscheidung von Kultur und Natur in die Sphäre des Politischen: Staatstheorie wird bei Thomas Hobbes, bei Baruch de Spinoza, bei Jean-Jacques Rousseau und bei John Locke zur Theorie einer Überwindung des Naturzustands durch einen Zustand der staatlichen oder gesellschaftlichen Ordnung.¹⁴ Bei Hobbes ist die nackte Angst vor dem Tod, hervorgerufen durch den Status des reinen Ausgeliefertseins fernab jeglicher übergreifender Ordnungsinstanz, notwendige Folge des menschlichen Strebens nach Macht und Bedürfnisbefriedigung. Die Angst wiederum wird selbst zur Ursache für die konsensuale Instantiierung einer übergeordneten Macht durch einen fiktiven Gesellschaftsvertrag. Dieser Schritt entspricht für Hobbes einer zwingenden kausalen Naturgesetzmäßigkeit, das Ergebnis aber ist nichtnatürlich, es trennt den Menschen von der Natur.¹⁵ Die Unterscheidung des Menschen im Gesell-

10 Flatz 1999, S. 62; Perpeet 1984, S. 22; Williams 1976a, S. 87.

11 Ort 2003, S. 19.

12 Nöth 2002a, S. 50-51.

13 Flatz 1999, S. 63; Nöth 2002a, S. 51.

14 Schwan 1991, S. 182-183, 187-189, 222-223, 197-199.

15 Schwan 1991, S. 182-183.

schaftszustand vom Menschen im Naturzustand, und damit des Kulturellen von der Natur, verstärkte nicht nur die politischen Gehalte des Kulturbegriffs, sondern kann auch als früher ideengeschichtlicher Baustein eines kollektiven Verständnisses von Kultur interpretiert werden.

Die herausragende Wichtigkeit des Begriffs der Kultur gerade in der Aufklärung ist nur vor dem Hintergrund eines fundamentalen ideengeschichtlichen Wandels zu verstehen. Im Zuge des Säkularisierungsprozesses als der Überwindung eines theozentrischen Weltverständnisses brachte der Begriff der »Kultur« die spezifisch menschliche Leistung im Rahmen dieser Entwicklung zum Ausdruck.¹⁶ Die Bedeutung, die er für die Aufklärung hatte, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass er sich in dieser Phase von seinen Beiwörtern emanzipieren konnte. War »cultura« zuvor stets mit Genitivattributen wie »ingenii« oder »animi« verbunden, die das Objekt des Kulturellen genauer spezifizierten und den metaphorischen Charakter wahrten, so löste sich diese sprachliche Konstruktion nun zu Gunsten eines selbständigen Begriffes der Kultur auf.¹⁷ Dieser wurde so zu einem der »Zentralbegriffe der Fortschrittskonzeption der europäischen Aufklärung«.¹⁸

Mit dem Kulturbegriff der frühen Aufklärung ging die Vorstellung einer gegenseitigen Verpflichtung der Menschen untereinander sowie zu einer wechselseitigen Rücksichtnahme einher. »Wechselseitige Verpflichtung und Rücksicht auf andere, [...] Takt, Geschmack, Anstand und Friedfertigkeit« waren Werte, die fortan unmittelbar mit Kultur identifiziert wurden.¹⁹ Hier konnte man direkt an die frühe Bedeutungsdimension der Pflege des Individuums anknüpfen: Der Mensch wurde zum Träger von Kultur als einer wechselseitigen Verpflichtung. Der Kulturbegriff öffnete sich damit, vom individuellen und auf Bildung sowie Sozialisation bezogenen Kulturbegriff ausgehend, gegenüber kollektiven Werten und Normen, die als Bestandteil der individuellen Bildung zugleich eine kollektive und allgemein geteilte Verbindlichkeit zugeschrieben bekamen. Wenngleich Kultur hiermit noch keine differenten Kollektive bezeichnete, so wurden kulturelle Errungenschaften nun doch (auch) als kollektive verstanden. Sie waren fortan kollektive Errungenschaften im Rahmen einer relativ einheitlichen Lebensweise.²⁰

Mit der aufklärerischen Vorstellung einer menschlichen »Kultur«-Gemeinschaft wurde schließlich ein weiterer Grundstein für den späteren kollektiven Kulturbegriff gelegt. Kultur transportierte zunehmend die Vorstellung eines »Wir« – in der frühen Aufklärung noch ein Wir im Sinne einer gemeinsamen menschlichen Lebensweise in Abgrenzung gegenüber der Natur, dann aber ergänzend dazu auch in Abgrenzung gegenüber nichteuropäi-

16 Fisch 1992, S. 707.

17 Perpeet 1984, S. 23; Williams 1976a, S. 88-89.

18 Ort 2003, S. 20.

19 Perpeet 1984, S. 23-24. Perpeet bezeichnet diese neue Bedeutungsnuance als »soziativ«. Vgl. dazu auch Flatz 1999, S. 64.

20 Perpeet 1984, S. 23; Williams 1976a, S. 88-89.

schen »Völkern« und der »Völker« gegeneinander.²¹ Es war Johann Gottfried Herder, der – aufbauend auf den eben geschilderten Entwicklungen – das Fundament für einen breiteren kollektiven Kulturbegriff legte: Einen bis heute gebräuchlichen Kulturbegriff, der im Plural auftrat und noch heute auftritt. Er beschreibt Kulturen als historisch wandelbare, auf »Völker« und »Nationen« eingegrenzte Lebensweisen, die sich grundsätzlich voneinander unterscheiden und verschiedene Stadien auf dem Wege des Fortschritts erreicht haben:

»Wollen wir diese zweite Genesis des Menschen, die sein ganzes Leben durchgeht, von der Bearbeitung des Ackers Kultur oder vom Bilde des Lichts Aufklärung nennen, so steht uns der Name frei; die Kette der Kultur und Aufklärung reicht aber sodann bis ans Ende der Erde. Auch der Kalifornier und Feuerländer lernte Bogen und Pfeile machen und sie gebrauchen; er hat Sprache und Begriffe, Übungen und Künste, die er lernte, wie wir sie lernen; sofern ward er also wirklich kultiviert und aufgeklärt, wiewohl im niedrigsten Grade. Der Unterschied zwischen aufgeklärten und unaufgeklärten, zwischen kultivierten und unkultivierten Völkern ist also nicht spezifisch, sondern nur gradweise. Das Gemälde der Nationen hat hier unendliche Schattierungen, die mit den Räumen und Zeiten wechseln; es kommt also auch bei ihm, wie bei jedem Gemälde, auf den Standpunkt an, in dem man die Gestalten wahrnimmt.«²²

Wenngleich Herder selbst den Begriff »Kulturen« in seinen »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« noch nicht im Plural benutzt, so erreichte die eindeutige Zuordnung von »Kultur« zu »Volk« bzw. »Nation« doch eine enorme Wirkmächtigkeit. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden diese Kollektive im allgemeinen Sprachgebrauch als hinreichend geschlossen angesehen, so dass man regelmäßig auch im Plural von »Kulturen« sprach. Diese dritte Wortbedeutung – neben der Pflege der eigenen Persönlichkeit durch Bildung und Kreativität sowie der Kultur als Lebensweise – ist bis heute präsent und dominiert nicht zuletzt auch die Debatten um Außenkulturpolitik.

Zu Herders Zeit entwickelten sich zugleich erste Versuche einer ständeübergreifenden Geschichtswissenschaft, die sich schon früh den programmatischen Namen »Kulturgeschichte« gab.²³ War darunter im 18. Jahrhundert zunächst neben einer Kulturen räumlich abgrenzenden Kulturgeschichte auch eine übergreifende Geschichte einer einheitlichen menschlichen Kultur zu fassen, so konnten sich segregierende Konzepte im 19. Jahrhundert durchsetzen. Dass sie dabei zunehmend in Konkurrenz zu Konzeptionen von Sozialgeschichte traten, die dem Begriff der Kultur(en) den der Gesell-

21 Nöth 2002a, S. 52-53.

22 Herder 1966, S. 227. Vgl. dazu auch Kroeber/Kluckhohn 1963, S. 16.

23 Ort 2003, S. 20.

schaft(en) entgegensetzten, soll an dieser Stelle lediglich kurz erwähnt sein, ich werde an späterer Stelle nochmals darauf eingehen.²⁴

Der Begriff der Kultur im Sinne einer relativ einheitlichen Lebensweise diente bis zur Romantik zunächst in verschiedenen Sprachen als Synonym zum bis dahin gebräuchlichen Begriff der »Zivilisation«. Zwar wurde im Englischen und Französischen der Begriff der Zivilisation dem der Kultur vorgezogen, während es sich im Deutschen umgekehrt verhielt – die mit den Begriffen verbundene Bedeutung war aber zunächst noch weitgehend identisch. Im Besonderen waren beide Ausdruck eines europäisch-aufklärerischen Selbstverständnisses, an führender Position einer universal-menschlichen Fortschrittsbewegung voranzuschreiten.²⁵

Im Deutschen begannen sich die beiden Begriffe semantisch auseinander zu entwickeln, als sich die aufklärerischen Hoffnungen des Bürgertums auf Partizipation an der politischen Macht dauerhaft nicht zu erfüllen schienen. Norbert Elias hat sehr detailliert herausgearbeitet, wie insbesondere »Kultur« in Deutschland zu einem Kampfbegriff nationalistischer und kulturalistischer Abgrenzung wurde.²⁶ Im Englischen und Französischen verband »Zivilisation« den Stolz auf das Eigene als Leistung der eigenen Nation hingegen mit der aufklärerischen Vorstellung eines Fortschritts der Menschheit. Technik, Wissenschaft, Umgangsformen, Religion, Politik und die allgemeine Lebensweise einer Gesellschaft in ihren vielfältigsten Formen wurden unter den Begriff der »Zivilisation« gefasst, ohne dass damit feste und unüberwindliche Grenzen gedacht worden wären. Die Prozesshaftigkeit dieses Konzeptes erlaubte es, sich als Avantgarde einer geschichtlichen Bewegung zu verstehen, an der potentiell alle Anteil haben konnten. Es war dies der begriffliche Ausdruck des Selbstverständnisses des Bürgertums Frankreichs und Englands, das vergleichsweise stark in politische Strukturen eingebunden war und damit an frühen Prozessen der Nationsbildung wie auch am kolonialistischen Sendungsbewusstsein jener Zeit teilhatte.

Im politisch und geografisch zersplitterten Deutschland war hingegen ein Bürgertum Träger des Nationalismus, das von politischer Macht ebenso ausgeschlossen war wie von kolonialer Expansion. Es stand einer machthabenden Aristokratie gegenüber, die nach dem Beispiel des französischen Hofes sozialisiert war. Diese wurde vom Bürgertum polemisch als oberflächlich abgewertet und mit Frankreich und »Zivilisation« identifiziert. »Kultur« entwickelte sich in dieser Situation zum Ausdruck des antagonistischen Selbstbewusstseins eines Bürgertums, das sich fern der politischen

24 Burke 2005, S. 14-18 und 27. Ort unterscheidet diesen kollektiven Kulturbegriff, weil wertneutral, von Herders kollektivem Kulturbegriff. Ich halte den normativen Unterschied zwischen beiden für weniger zentral als die gemeinsame völkisch-kollektive Basis; vgl. Ort 2003, S. 22.

25 Ort 2003, S. 21; Eagleton 2001, S. 18; Kroeber/Kluckhohn 1963, S. 19; für Deutschland auch Williams 1976a, S. 89.

26 Elias 1997, Bd. 1.

Macht als alleiniger Träger des Nationsgedankens verstand. Ein solcher Kulturbegriff musste notwendig begrenzt bleiben auf das, was nun als ideologischer Ersatz für politische Partizipation überhöht werden konnte – auf mehr als Geist, Kunst, Religion und Wissenschaft bezog er sich nicht.

Sehr viel stärker als im Begriff der »Zivilisation« rückte im Begriff der »Kultur« dabei das Produkt in den Vordergrund – also künstlerische, geistige, wissenschaftliche und philosophische Artefakte. Kunstwerke, Bücher, wissenschaftliche Theorien und philosophische Systeme galten zugleich als der Ausdruck einer individuellen geistigen Leistung wie auch der Eigenarten und Fähigkeiten eines Volkes bzw. einer Kultur. Mit Hilfe eines solchen Begriffes konnte sich das deutsche Bürgertum des späten 18. und des 19. Jahrhunderts in doppelter Weise positionieren: In der Bedeutungsdimension der Individualität und der personalen Innerlichkeit und Eigentlichkeit konnte »Kultur« gegen eine als oberflächlich und »nur zivilisiert« begriffene Aristokratie abgrenzen, in der Bedeutungsdimension einer nationalen kollektiven Eigentlichkeit gegen andere Völker und Nationen. Von diesen beiden stand zunächst die politische Abgrenzung des deutschen Bürgertums gegenüber der aristokratischen Oberschicht im Vordergrund, nach der Französischen Revolution trat allerdings zunehmend die nationale und nationalistische Abgrenzung an dessen Stelle, allem voran gegenüber Frankreich.²⁷

Damit hatten sich über mehrere Jahrhunderte hinweg vier Bedeutungsdimensionen herausgebildet, die den Kulturbegriff bis heute sowohl wissenschaftlich als auch in Politik und Alltag prägen. Insbesondere durch die Entwicklung im Deutschen wurde er dabei zunehmend mit nationalistischen Assoziationen versehen:

- Die erste Bedeutungsdimension von Kultur als geistiger Pflege des Individuums durch Bildung und Kreativität bekam einen nationalistischen Charakter dahingehend, dass individuelle Bildung und individueller Geist fortan nationalistisch kontextualisiert, aber auch normativ stark aufgewertet wurden.
- Die zweite Bedeutungsdimension von Kultur als Sammelbegriff für Artefakte als Produkte künstlerischen, geistigen, wissenschaftlichen und philosophischen Strebens und Schaffens war zwar zuvor schon latent vorhanden, trat aber nun gerade im Deutschen stärker in den Vordergrund und wurde gleichfalls normativ stark aufgewertet.
- Die dritte Bedeutungsdimension von Kultur als relativ einheitliche, sich historisch aber wandelnde Lebensweise in Abgrenzung gegenüber der Natur ging zwar nicht verloren, wurde aber ergänzt durch die Vorstellung einer exklusiven einheitlichen Kultur, als deren ausschließliche Träger das Volk bzw. die Nation gedacht wurden (das eigene Volk oder die eigene Nation »haben« Kultur).

27 Elias 1997, Bd. 1, S. 8-25 und 36-50; Lepenies 2006, S. 25 und 28-31; Ort 2003, S. 23-24.

- Und nicht zuletzt wurde auch die vierte Bedeutungsdimension von Kultur als einem Kollektiv (Völker oder Nationen »sind« Kulturen) befördert.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts bildete sich nicht nur der moderne Kulturbegriff mit seinen verschiedenen, teilweise gar widersprüchlichen Facetten heraus, sondern zugleich auch die modernen Wissenschaften bzw. deren unmittelbare Vorläufer. Die Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Produktions- und Lebensverhältnisse, ideengeschichtliche Neuerungen wie auch die neuen technischen und methodologischen Möglichkeiten wissenschaftlicher Forschung standen in engem Zusammenhang mit der Ausdifferenzierung moderner wissenschaftlicher Disziplinen. Für diejenigen, die heute oft als Geistes- und Sozialwissenschaften zusammengefasst werden, wurde der Begriff der Kultur dabei zunehmend wichtig. Im folgenden zweiten Teil dieses Kapitels werde ich deshalb die Bedeutung und Entwicklung der Kulturbegriffe in den Sozialwissenschaften genauer betrachten.²⁸

Hierfür relevant ist insbesondere die Entwicklung des wissenschaftlichen Kulturbegriffs seit dem 19. Jahrhundert, für die die Entgegensetzung von »Kultur« und »Zivilisation« eine wichtige Wegmarke darstellte. Hier lag der Ausgangspunkt für eine zunächst völlig entgegengesetzt verlaufende semantische Entwicklung des Kulturbegriffs im Deutschen (und auch in skandinavischen und slawischen Sprachen, auf die sich der deutsche Wortgebrauch auswirkte)²⁹ auf der einen Seite sowie im Englischen und Französischen auf der anderen.³⁰ Nichtsdestotrotz strahlte das deutsche Verständnis

28 Hier lohnt es sich, der Vollständigkeit halber einen kurzen Seitenblick auf die sogenannten Kulturkreistheorien und deren Kulturbegriff zu werfen. Ihnen kommt zwar aus theoretischer und methodologischer Sicht für meine Arbeit bestenfalls eine nachgeordnete Bedeutung zu, sie sind aber für die heutigen Debatten zur Außenkulturpolitik westlicher Staaten und zur Kultur in den internationalen Beziehungen von einiger tagespolitischer Relevanz. Als »Kulturen« bzw. »Kulturkreise« galten und gelten den Kulturkreistheorien Kollektive, die mehrere Staaten, Völker, Nationen und gar Kontinente umfassen können und die sich anhand spezifischer gemeinsamer Merkmale voneinander unterscheiden lassen. Diesem Verständnis von Kultur liegt eine ideengeschichtlich bis mindestens in die frühe Neuzeit zurückreichende und von darwinistischen Vorstellungen beeinflusste Verabsolutierung des kollektiven Kulturbegriffs zu Grunde. Heute bildet insbesondere Samuel Huntingtons viel diskutierter »Kampf der Kulturen«, im englischen Original »Clash of Civilizations«, eine aktuelle Wiederaufnahme solchen Denkens; Huntington 1997. Prominente ältere Beispiele sind etwa Spengler 1980 und Toynbee 1949. Vgl. dazu auch Düwell 2005, S. 56.

29 Vgl. Williams 1976a, S. 91.

30 Vgl. beispielhaft für die Relevanz, die hinter diesem Umstand noch heute liegt, die Ausführungen des Übersetzers Holger Fliessbach zu den Schwierigkeiten bei der Übersetzung von Samuel Huntingtons »Clash of Civilizations« in Huntington 1997, S. 14.

von Kultur, beginnend ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, über den Umweg der Wissenschaftssprache der entstehenden anthropologischen Sozialwissenschaften auf das Englische aus, wodurch es zu einer relativen Annäherung des wissenschaftlichen wie auch des allgemeinsprachlichen englischen Kulturbegriffs an den deutschen kam.³¹

Einen großen Einfluss auf diese Entwicklung hatte der britische Kulturanthropologe Edward Burnett Tylor. Er formulierte 1871:

»Culture, or civilization, [...] is that complex whole which includes knowledge, belief, art, morals, law, custom, and any other capabilities and habits acquired by man as a member of society.«³²

Auch dieser sehr weite Kulturbegriff spiegelt die vier Bedeutungsdimensionen wider, die sich bis zu diesem Zeitpunkt als Bestandteile von »Kultur« entwickelt hatten. Er enthält sowohl den Aspekt der individuellen Bildung (»acquired by man« und »knowledge«, »belief«, »morals«), den Aspekt der kollektiven und relativ einheitlichen Lebensweise (»that complex whole«, »custom« und »as a member of society«) sowie den Aspekt der Produkte künstlerischen, geistigen, wissenschaftlichen und philosophischen Strebens und Schaffens (»art« und »law«). Zumindest implizit ist auch die auf Herder zurückgehende Unterscheidung mehrerer Kulturen voneinander präsent, wie sie für die Ethnologie bzw. Anthropologie zur Grundlage des Faches schlechthin werden sollte. Eine solche Integration verschiedenster Aspekte wies die Richtung der Pfade, auf denen sich eine Mehrheit der Geistes- und Sozialwissenschaften bzw. der entsprechenden Schulen bis heute bewegen.³³

Ein solcher Kulturbegriff, der häufig als »anthropologisch« bezeichnet wird, trug und trägt notwendig eine ganze Reihe von Widersprüchen und Problemen in sich. Sie ergeben sich aus der hochgradig ausdifferenzierten, historisch bedingten Vielfalt seiner möglichen Bedeutungen. So stellte sich den Sozialwissenschaften mit dem anthropologischen Kulturbegriff insbesondere das Problem, die Begriffe der Kultur und der Gesellschaft voneinander abzugrenzen. Beide schienen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, und damit seit der Entstehung und Konsolidierung der modernen Sozialwissenschaften überhaupt, kaum mehr voneinander unterscheidbar:

31 Kroeber/Kluckhohn 1963, S. 12.

32 Edward Burnett Tylor (1871): *Primitive Culture*. London. S. 1. Zitiert nach: Mintzel 1993, S. 172. Tylor war dabei wiederum beeinflusst von Gustav Klemms »Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit« von 1843; vgl. Kroeber/Kluckhohn 1963, S. 14. Auf S. 54-55 verweisen Letztere darüber hinaus darauf, dass »culture« in England sogar schon 1869 von Matthew Arnold als literarischer Begriff popularisiert und aufgewertet worden war.

33 Mintzel 1993, S. 172-174; Burke 2005, S. 46; Kroeber/Kluckhohn 1963, S. 59; McGuigan 2003, S. 23; Williams 1976, S. 90; Fischer 2006, S. 33-35.

»Der weitgefaßte Kulturbegriff, der auch soziale Formen der Lebensäußerungen, Gesellschaftstypen, soziale Institutionen und Strukturen, den industriellen Einsatz von Werkzeugen usw. als Aspekte der Kultur aufnimmt, macht die Grenzen zwischen Kultur und Gesellschaft fließend und unscharf. Es scheint so, als decke sich ein so weit gefaßter Kulturbegriff mit einem ebenso weit gefaßten Gesellschaftsbegriff.«³⁴

Anhand der verschiedenen Konzepte und Strategien, die mit dieser Überschneidung von Gesellschaft und Kultur zurechtkommen wollten, differenzierten sich Schulen und gar Wissenschaften aus. So entstanden zunächst in Deutschland um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert moderne Konzepte von Kulturgeschichte in Opposition zu Konzepten von Sozialgeschichte, was neben der unterschiedlichen wissenschaftlich-konzeptionellen Grundlage beider auch auf die spezifische politische Situation des Deutschen Reiches zurückgeführt werden kann.³⁵ Die englische und nordamerikanische Soziologie trat bis Mitte des 20. Jahrhunderts gegen eine Anthropologie in Opposition, die Kultur als Grundlage für Gesellschaftlichkeit konzipierte. Die Anthropologie selbst spaltete sich schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts in eine englische Social Anthropology, die sich stärker für den Vergleich sozialer Strukturen interessierte, und in eine amerikanische Cultural Anthropology, die konsequenter dem weiten, anthropologischen Kulturbegriff folgte.³⁶

In sozialwissenschaftlichen Ansätzen des 20. Jahrhunderts, soweit sie den Kulturbegriff wissenschaftlich fruchtbar machen wollten, wurden im Wesentlichen zwei Hauptstrategien entwickelt, um mit dem Problem der nunmehr schwierigen bis unmöglichen Unterscheidung von Kultur und Gesellschaft umzugehen.³⁷ Beide haben insbesondere seit den 1960er Jahren im Rahmen der sogenannten Cultural Turns der Sozialwissenschaften an Bedeutung gewonnen.³⁸ Die erste, nach quantitativen Kriterien wohl wichtigere Strategie besteht darin, Kultur als einen Teilaspekt dem umfassenderen Begriff der Gesellschaft unterzuordnen. Begriffslogisch stellt dies weniger eine Abkehr vom weiten, anthropologischen Kulturbegriff dar als vielmehr eine

34 Mintzel 1993, S. 174.

35 Gemeint ist die gescheiterte bzw. nur sehr langsam sich durchsetzende Partizipation des Bürgertums an der politischen Macht; Elias 1990, S. 165-172; Burke 2005, S. 16-17.

36 Ort 2003, S. 23-24. Ich weiche in der folgenden Darstellung dieser zwei Strategien allerdings von Orts Ausführungen in wesentlichen Punkten ab.

37 Ausgeblendet bleiben sozialwissenschaftliche Ansätze und Theorien, die Kultur als wissenschaftlichen Begriff ablehnen, dies stellt eine dritte mögliche Strategie dar, die im Folgenden aber irrelevant ist.

38 Vgl. Wimmer 1996, S. 402. Dass beide allerdings schon lange vor diesen Cultural Turns entwickelt waren, zeigt Kolaja 1957, S. 213-214. Vgl. zum Plural der Cultural Turns Bachmann-Medick 2006. Vgl. dazu allgemein auch Unterkap. 2.1.1 dieser Untersuchung.

Konzentration auf bestimmte Aspekte desselben. In einigen Fällen tritt die Dimension der gegenseitigen Abgrenzung von Kulturen in den Hintergrund, was aber nicht notwendigerweise der Fall sein muss. Weitaus wichtiger scheinen hier generell die Bedeutungsdimensionen des abgegrenzten Kollektivs und der relativ einheitlichen Lebensweise zu bleiben, die sich aber insbesondere bei handlungstheoretisch oder am Individuum orientierten Ansätzen und Theorien im Moment der individuellen Bildung und der Sozialisation niederschlagen. Entsprechend der analytischen (und nicht zwingend kausalen) Unterordnung von Kultur unter Gesellschaft verliert die Frage nach Artefakten in einigen Fällen an analytischer Bedeutung, in anderen Fällen interessiert lediglich eine beschränkte Auswahl möglicher Artefakte als materielle oder immaterielle Substanz von Kultur, die als Ausdruck spezifischer Gesellschaftsformen verstanden wird.

Beispielhaft für diese erste Strategie kann der historische Materialismus nach Karl Marx und Friedrich Engels genannt werden. Kultur stellt hier (als »Überbau«) einen separierten, bestimmten bzw. nicht bestimmenden Aspekt von Gesellschaft (der ökonomischen »Basis«) dar.³⁹ Sie ordnen Kultur der Gesellschaft nicht nur begrifflich, sondern auch analytisch unter: Ihre Entscheidung beansprucht, in empirischer Analyse begründet zu sein. Ein weiteres prominentes Beispiel für einen gegenüber dem Begriff »Gesellschaft« bzw. gegenüber dem gesellschaftlich-politischen Ganzen eingeschränkten Kulturbegriff stellt die politische Kulturforschung dar, die den Einfluss kultureller Faktoren auf politische Strukturen und Prozesse untersuchen will.⁴⁰ Auch der Strukturfunktionalismus Talcott Parsons' basiert auf einer grundsätzlichen Trennung von Kultur und Gesellschaft, hier allerdings in abstrakterer Form als im Fall der politischen Kulturforschung.⁴¹

Ein solcher Kulturbegriff stellt heute die wohl am weitesten verbreitete Variante in Soziologie und Politikwissenschaft dar.⁴² Kultur wird hier verstanden als Ressource für gesellschaftliche Prozesse und Strukturen, bestehend etwa aus Werten, Normen, Bedeutungen, Zielen, Interessen, Regeln, Weltbildern, Rollen oder ähnlichem.

In der Theorie der Internationalen Beziehungen haben Konzepte von Kultur ab den 1990er Jahren vor allem im Rahmen konstruktivistischer Ansätze an Bedeutung gewonnen.⁴³ Kultur wird dabei häufig wahlweise als Bedeutungssystem, als Wertesystem oder als Repertoire von Handlungsstrategien definiert, wobei die beiden erstgenannten Kulturbegriffe deutlich

39 Vgl. Marx/Engels 1959, S. 26. Vgl. zum Kulturbegriff bei Marx Williams 1986.

40 Almond 1980, S. 27. Vgl. kritisch dazu Elkins/Simeon 1979.

41 Parsons 1962, S. 54-55, zum kulturellen System auch S. 159-162. Vgl. dazu auch Kolaja 1957, S. 213-215; Langer 2000, S. 262-267.

42 Mintzel 1993, S. 176; Axford 1995, S. 154-155.

43 Hudson 1997, S. 1; Roscher 2004, S. 231-232; Fischer 2006, S. 27 und 40-51; Ulbert 2003, S. 394; Walker 1990, S. 7-8. Vgl. dazu auch die Ausführungen ab S. 68 dieser Untersuchung.

dominieren.⁴⁴ Auch hier nimmt Kultur den Status eines Ressourcenbündels ein, auf das Akteure zurückgreifen können und das damit einen breiteren und umfassenderen Komplex sozialer Zusammenhänge wesentlich prägt.

Die zweite Strategie, die die Sozialwissenschaften des 20. Jahrhunderts im Umgang mit dem Problem des vom Begriff der Gesellschaft semantisch nicht mehr unterscheidbaren Kulturbegriffs entwickelt haben, ordnet den Begriff der Gesellschaft dem der Kultur bei, wenn nicht gar unter. Kultur gilt diesen heute meist zeichen-, diskurs-, text- oder erzähltheoretisch orientierten Ansätzen als fundamentale Seinsbedingung von Individuum und Gesellschaft;⁴⁵ Sozialwissenschaft wird Kulturwissenschaft:

»In the past several decades, social theory has been transformed largely into cultural theory. In different social branches, the social has been redefined as the cultural [...].«⁴⁶

Kultur geht hier nicht nur jeglicher Form von Vergesellschaftung voraus bzw. ist mit ihr identisch, sondern ist häufig schon der bloßen Weltwahrnehmung kategorisch vorgeschaltet. Sehr viel stärker als bei der ersten tritt im Rahmen dieser zweiten sozialwissenschaftlichen Strategie des Umgangs mit der schwierigen Abgrenzung von Kultur und Gesellschaft der Aspekt der relativ einheitlichen Lebensweise in den Vordergrund. Zugleich gerät ein sehr viel breiteres Spektrum an kulturellen Artefakten ins Blickfeld – Artefakte, die zudem nicht lediglich monokausal wahlweise als Ursache oder Folge kultureller Prozesse und Strukturen interpretiert werden, sondern von denen angenommen wird, dass sie zugleich Kultur konstituieren als auch von dieser konstituiert sind. Ähnliches gilt für die begriffsgeschichtlich tradierte Bedeutungsdimension der individuellen Bildung und Sozialisation: Beide gelten nicht einfach als Ursache oder als Folge von Kultur, sondern werden als Ursache und Folge zugleich angesehen.

Durch die Ontologisierung von Kultur erhöht sich zumindest potentiell die Chance, den normativen Gehalt des Kulturbegriffs zu tilgen. Zugleich wird spätestens im Zuge einer solchen Bestimmung die Abgrenzung von der Natur und damit der Naturbegriff hinterfragbar. Gerade wenn der Kulturbegriff seinen normativen Gehalt verliert, der sich zuvor ganz wesentlich aus der Abgrenzung von der Natur speiste, kann die Natur selbst als kulturelles Konstrukt ins Blickfeld rücken. Sie macht dies zwar nicht zwingend, gleichwohl verstärkt sich die Tendenz, Natur als das zur Konstitution des Kulturellen notwendige Andere zu verstehen, wenn Kultur als menschliche

44 Jetschke/Liese 1998, S. 151-153; Jetschke/Liese 1999, S. 290-291; Hudson 1997, S. 6-9. Vgl. beispielhaft Wendt 1999; Wendt 1992. Vgl. dazu auch Chernoff 2002, S. 192-193 und 199-200.

45 Ort 2003, S. 24.

46 Reckwitz 2002, S. 195.

Daseinsform schlechthin und nicht mehr als besondere Sphäre des menschlichen Daseins begriffen wird.⁴⁷

Der wichtigste Vorläufer dieser zweiten sozialwissenschaftlichen Strategie im Umgang mit dem Problem des universalistischen Kulturbegriffs dürfte Max Weber sein, bei dem allerdings Kultur und Gesellschaft noch nicht vollständig in eins fallen.⁴⁸ Er bildet mit seiner Bestimmung der Soziologie als Kulturwissenschaft, die wissenschaftsstrategisch als Abgrenzung gegenüber den Naturwissenschaften intendiert war, einen wichtigen Referenzpunkt für den interpretativ argumentierenden Teil der Sozialwissenschaften des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts. Kultur stellt für Weber einen begrenzten Ausschnitt aus einer sinnfreien Unendlichkeit der Welt dar, der Relevanz ausschließlich durch seinen Bezug auf »Wertideen« gewinnt.⁴⁹

Karl Mannheim entwickelte in den 1930er Jahren ein Konzept der Soziologie, das zwischen Allgemeiner Soziologie und Kulturosoziologie unterschied und damit auf den ersten Blick den Dualismus von Kultur und Gesellschaft übernahm. Er verstand beide Objektbereiche allerdings nicht als getrennte Sphären, sondern als Identisches, das lediglich von verschiedener Seite betrachtet werde.⁵⁰ Ernst Cassirer hat in seinem Hauptwerk, der »Philosophie der symbolischen Formen«, eine semiotische Kulturphilosophie, Kulturosoziologie und Wissenschaftstheorie entwickelt. Kultur wird bei ihm zu einem symbolischen Prozess, mit dessen Hilfe Gesellschaft und Gesellschaftlichkeit überhaupt erst denk- und erfassbar sind.⁵¹ Der US-amerikanische Ethnologe Clifford Geertz entwickelte wenige Jahrzehnte später unter Berufung auf Max Weber eine Konzeption von Kultur als Bedeutungsgeflecht, durch das Gesellschaft überhaupt erst verstehbar werde.⁵²

In gewisser Weise kann die Systemtheorie des Parsons-Schülers Niklas Luhmann als Fortführung der Wissenssoziologie Mannheims verstanden werden. Er übernimmt von Parsons zwar die Kategorie des Systems, versteht aber Kultur (als »Semantik«)⁵³ ähnlich wie Mannheim nicht als separierbaren Teilbereich, sondern als mit Gesellschaft zumindest relativ identisch.⁵⁴ Er führt soziale Systeme als sich selbsttätig erhaltende und selbstbezügliche soziale Entitäten auf Kommunikationen als grundlegende Formierungsprozesse zurück. Diese Kommunikationen beruhen semantisch auf ei-

47 Vgl. beispielhaft Thompson/Ellis/Wildavsky 1990, S. 25-36; Grundmann/Stehr 2004, S. 261-262; Nöth 2002a, S. 59-68; Proctor 1998; hinsichtlich der Konstruktion von »Natur« durch das Recht Delaney 2001.

48 Ort 2003, S. 24; Mintzel 1993, S. 174-175.

49 Weber 1988, S. 175.

50 Mannheim 1932, S. 22-27, besonders S. 25. Vgl. dazu auch Mintzel 1993, S. 181-182; Ort 2003, S. 25-26.

51 Cassirer 1964, S. 1-52; Cassirer 1990, S. 47-51. Vgl. dazu auch Paetzold 1998.

52 Geertz 1999, S. 9. Vgl. dazu auch Unterkap. 2.1.1 dieser Untersuchung.

53 Mintzel 1993, S. 195.

54 Stichweh 2000, S. 241.

ner zwischen dem Innen und dem Außen des Systems binär differenzierenden Logik, die letztlich die Beziehungen der Menschen zur systemischen Welt regelt.⁵⁵ Sie verläuft quer zur klassischen Unterscheidung von Gesellschaft und Kultur, die ich in meinen Ausführungen zur ersten Strategie im Umgang mit dem umfassenden Kulturbegriff dargestellt habe.

In den Theorien der Internationalen Beziehungen können radikalere konstruktivistische Ansätze wie auch poststrukturalistische Ansätze den sozialwissenschaftlichen Versuchen zugeordnet werden, das Problem der Abgrenzung von Kultur und Gesellschaft durch beider Gleichsetzung oder durch eine analytische Überordnung ersterer zu lösen. Sie halten an einer wechselseitigen Bedingtheit von Akteuren und Strukturen bzw. an der kulturellen Konstruiertheit von Wirklichkeit fest und machen damit Kultur in einem sehr weiten Sinne zur Grundlage der eigenen Theorie. In der Forschung zu Nationalismus und Nationalstaat gilt dies insbesondere für modernistische und post-klassische Theorien; sie verstehen Nation und Nationalismus als Konstrukte der Moderne und damit als kulturell geschaffene, interpretative Konstrukte. Ich werde auf die genannten Ansätze an späterer Stelle ausführlicher zu sprechen kommen.⁵⁶

Nicht zuletzt ist in diesem Zusammenhang auch die Kultursemiotik zu nennen. Als Semiotik steht für sie die Analyse von Zeichen im Mittelpunkt, sie begreift diese als Grundeinheit von Kultur. In Umberto Ecos Definition von Kultur als einem »System von Zeichensystemen«⁵⁷ wird dies beispielhaft deutlich, ohne dass hier die Gebrauchs- und Prozessdimension des Zeichens ausgedrückt würde, die die jüngere Kultursemiotik unter dem Einfluss Ludwig Wittgensteins und des amerikanischen Pragmatismus betont.⁵⁸ Wirklichkeit wird hier durch interpretative Zeichenprozesse unter Rückgriff auf relativ stabile Zeichensysteme beständig konstituiert und reproduziert; Kultur hat damit konstitutive Wirkung und unterliegt zugleich selbst beständiger Veränderung.

Mit der Semiotik im Allgemeinen und der Kultursemiotik im Besonderen geht die Möglichkeit einher, die traditionellen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen mit Hilfe des Zeichenparadigmas zu überdachen, das eine relative Einheitlichkeit zu wahren verspricht. Daraus resultierend eröffnet sich die Möglichkeit einer interdisziplinären Annäherung, die im übergreifenden Interesse an bestimmten Artefakten gründet – wie beispielsweise dem Interesse der Literaturwissenschaft und der Ethnologie an litera-

55 Luhmann 1984, S. 191-241; Luhmann 1997, S. 60-91. Vgl. Ort 2003, S. 30; Mintzel 1993, S. 196-197.

56 Vgl. zu Nationalismustheorien die Ausführungen in Unterkap. 1.3.1 dieser Untersuchung, zu Theorien Internationaler Beziehungen die Ausführungen in Unterkap. 1.2.1 dieser Untersuchung.

57 Eco 1977a, S. 185.

58 Vgl. Deledalle 1998, S. 87-92; Harré 1998, S. 2175-2177; Proni 1998, S. 2314-2315; Thibault 1991, S. 3-4.

rischen Werken oder dem Interesse der Politischen Soziologie und der Kunstgeschichte an politischen Werbe- und Propagandaplakaten.⁵⁹

1.2 THEORIEN INTERNATIONALER BEZIEHUNGEN UND AUSSENKULTURPOLITIK

Eine Analyse von Außenkulturpolitik kommt nicht umhin, deren zwischenstaatlichen und internationalen Charakter zu erfassen und dessen politische und wissenschaftliche Relevanz zumindest einschätzen zu können. Ansätze und Theorien der Internationalen Beziehungen sind damit ein zentraler Ausgangspunkt. Ziel des folgenden Kapitels ist es, zu überprüfen, welche dieser Ansätze und Theorien in welcher Weise einen Beitrag zur Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse zu leisten vermögen. Ich werde dabei in drei Schritten vorgehen: Ein erstes Unterkapitel skizziert zunächst die wichtigsten Denkansätze der Internationalen Beziehungen sowie einige ihrer zentralen Begriffe, Problemstellungen, Stärken und Schwächen. Ein zweites Unterkapitel prüft, von diesen ersten Vorüberlegungen ausgehend, ob und inwiefern die betreffenden Theorien und Ansätze für eine Außenkulturpolitikanalyse fruchtbar gemacht werden können. Ein drittes Kapitel fasst schließlich die Ausführungen zusammen und hält die für die weitere Arbeit wichtigsten Gesichtspunkte fest.

1.2.1 Theorien internationaler Beziehungen im Überblick

Ich werde im Folgenden zunächst die wichtigsten Theorien Internationaler Beziehungen in ihren Grundzügen vorstellen und erste Vorüberlegungen zu ihrem Nutzen für eine Außenkulturpolitik-Analyse ableiten: Es sind dies der Neorealismus und der rationalistische Institutionalismus als zwei rationalistische Theoriegruppen sowie der soziologische Neoinstitutionalismus, der Sozialkonstruktivismus und der Poststrukturalismus als drei nichtrationalistische Theoriegruppen. Wenngleich eine solch knappe Darstellung notwendig simplifizierend und schematisierend ist, vermag sie doch einige wichtige Gedanken zu erfassen und methodische bzw. theoretische Entscheidungen vorzubereiten.

Meine Darstellung des Neorealismus orientiert sich weitgehend am Beispiel seines wohl wichtigsten Vertreters, Kenneth Waltz, dessen Grundannahmen ich vorstelle und, wo dies geboten erscheint, um Überlegungen anderer Wissenschaftler ergänze. Im Kern lässt sich der Neorealismus auf zwei wesentliche Grundannahmen reduzieren. Die erste ist die der Anarchie, von der das Internationale geprägt sei.⁶⁰ Anarchie meint dabei – in Abgrenzung

59 Vgl. Ort 2003, S. 33-35.

60 Waltz 1979; Grieco 1993, S. 118; Mearsheimer 1995, S. 10; Vogt 1999, S. 44; Layne 1993, S. 11; Hartmann 2001, S. 36; Gilpin 1986, S. 304.

zu Hierarchie und Gewaltmonopol auf staatlicher Ebene – die Abwesenheit jeglicher übergeordneter Zentralgewalt, die Macht, Möglichkeit und Motivation hätte, regelnd in die zwischenstaatlichen Verhältnisse einzugreifen. Die zweite Grundannahme ist die der rationalen Staaten, die als die wichtigsten, zumeist gar als die einzig relevanten Akteure im Internationalen angesehen werden.⁶¹ Mit »rational« ist hier ein auf Staaten projiziertes Menschenbild gemeint, dem zufolge Akteure strategisch und egoistisch handeln, dabei stets ihren Eigennutzen kalkulieren und letzteren zu maximieren suchen.

Neorealistische Theorien knüpfen an das Theorem eines vorgesellschaftlichen Naturzustands an, wie es etwa in der politischen Theorie Thomas Hobbes' zu finden ist.⁶² Im Naturzustand können Staaten, so die neorealistische Weiterentwicklung Hobbes', nie über die Intentionen der anderen Staaten und damit nie vor einem drohenden Angriff sicher sein; zugleich verfüge jeder Staat (mehr oder weniger ausgeprägt) über militärische Machtmittel, um andere Staaten zu verletzen. Perzeptiv führe dies zu einem grundsätzlichen Misstrauen der Staaten gegeneinander; das notwendig resultierende Handlungsmuster sei das der Selbsthilfe. Um sich voreinander zu schützen, versuchten die rational handelnden Staaten nun, ihre relative Machtposition gegenüber anderen Staaten zu verbessern.

Anders als es vielleicht intuitiv zu erwarten wäre, assoziiert der Neorealismus die Abwesenheit einer übergeordneten Zentralgewalt im internationalen Staatensystem nun aber gerade nicht mit Chaos, sondern mit einer – durch welche Mechanismen auch immer – notwendig sich einstellenden zwischenstaatlichen Ordnung. Krieg wäre aus dieser Sicht ebenso wie andere zwischenstaatliche Phänomene nicht als Folge von Anarchie und Selbsthilfeprinzip zu erklären, sondern vielmehr aus der internationalen Staatenordnung abzuleiten. In genau diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn neorealistische Autor(inn)en für Anarchie immer wieder Bezeichnungen wie »Ordnungsprinzip« wählen.⁶³ Auch Kenneth Waltz geht davon aus, dass es trotz anarchischer Bedingungen im internationalen System zu Kontinuität bzw. Persistenz kommt:

»The texture of international politics remains highly constant, patterns recur, and events repeat themselves endlessly. The relations that prevail internationally seldom shift rapidly in type or in quality. They are marked instead by dismaying persistence,

61 Mearsheimer 1995, S. 10; Mearsheimer 2001, S. 31; Gilpin 1981, S. 18-24; vgl. indirekt auch Schweller 1994, S. 99.

62 Bull 1995, S. 23.

63 Mearsheimer 2001, S. 30: »ordering principle«; Buzan/Jones/Little 1993, S. 38: »organizing principle«; Waltz 1979, Kap. 6: »anarchic orders«. Vgl. dazu auch Milner 1993, S. 145-149; Onuf 1998, S. 62.

a persistence that one must expect so long as none of the competing units is able to convert the anarchic international real into a hierarchic one.«⁶⁴

Um dieses Phänomen zu erklären, unterscheidet er in einem ersten Schritt System, Struktur und Akteure bzw. Einheiten, wobei mit letzteren Staaten gemeint sind.⁶⁵ Der Begriff »System« ermöglicht es, soziale Gesetzmäßigkeiten und Zwänge zu beschreiben, denen Staaten im Internationalen unterliegen, ohne dass diese bewusst von den Staaten intendiert oder gar herbeigeführt worden wären.⁶⁶ Struktur ist für Waltz ein analytisches Konzept, das systemisches Denken ermöglicht und die Ebene der Einheiten überschreitet.⁶⁷ Jede Definition von Struktur muss deshalb zunächst von den Eigenschaften, Verhaltensweisen und Intentionen der Einheiten abstrahieren. Dies verlangt notwendig eine vergleichsweise strikte analytische Trennung zwischen Struktur und Staaten. Waltz' wird dieser Anforderung gerecht, indem er Strukturen ausschließlich positional bestimmt. Nicht Interaktion zwischen den Einheiten des Systems, sondern deren Anordnung zueinander, deren Position, bestimme über die Zwänge und Restriktionen, denen Einheiten im System unterliegen:

»The concept of structure is based on the fact that units differently juxtaposed and combined behave differently and in interacting produce different outcomes.«⁶⁸

Anders als in binnenstaatlichen Strukturen, die von einer Zentralgewalt ausgehend ganz wesentlich als hierarchische bestimmt werden, entstehe Struktur im internationalen System nun allerdings unintendiert dadurch, dass Staaten als rationale Akteure ihr Eigeninteresse verfolgen. Gerade weil es keine Hierarchie gibt, so Waltz, sondern die Staaten ihr Überleben in einer anarchischen Umwelt sichern müssen, könne sich zwischen ihnen keine funktionale Differenzierung einstellen. Alle Staaten müssten die gleichen Funktionen erfüllen, insbesondere müssten sie nach innen wie nach außen für Sicherheit sorgen – in diesem Sinne spricht er von Staaten als »like units«.⁶⁹ Gleichwohl gebe es durchaus Kriterien der Differenzierung; es sei in erster Linie das Ausmaß der Machtpotentiale, das über die Position entscheidet, die Staaten in der Struktur des internationalen Systems einnehmen. Die mächtigsten Staaten bestimmten die Struktur des Systems insofern, als sie – mangels übergeordneter Zentralgewalt – die wichtigsten aller staat-

64 Waltz 1979, S. 66.

65 Masala 2005, S. 40-45.

66 Waltz 1979, S. 73-74 und 68.

67 Waltz 1979, S. 79.

68 Waltz 1979, S. 81.

69 Waltz 1979, S. 96 und 101.

lichen Akteure sind, deren Position in der Struktur notwendigerweise eine besondere ist.⁷⁰

Damit ist auch über die letzte der Analyseebenen, die der Einheiten (»units«), schon einiges gesagt. Für Waltz sind Staaten die einzig relevanten Akteure im internationalen System, obgleich er die Existenz weiterer, nachgeordneter Akteure durchaus anerkennt.⁷¹ Er sieht sie als in der Struktur des internationalen Systems verschieden positioniert an, sie können je nach Position innerhalb des Systems anders agieren – und unterliegen doch alle denselben Zwängen, betrachten das eigene Überleben (und damit die eigene Sicherheit) als wichtigstes Ziel und können sich nur in sehr engen Grenzen abweichend von den Regeln verhalten, die das internationale System ihnen auferlegt.⁷²

Mit Anarchie, fehlender funktionaler Differenzierung und einer bestimmten Verteilung von Machtpotentialen alleine ist die tatsächliche Ausprägung einer Ordnung aber noch nicht erklärt, sondern lediglich eine Grundlage hierfür geschaffen. Zu klären wäre vielmehr, wie Struktur nun auf Akteure wirkt und deren Politik prägt. Waltz nennt in diesem Zusammenhang Sozialisation und Wettbewerb als zwei Modi, mittels derer die anarchische Struktur auf die rational handelnden Staaten einwirkt. Die Sozialisation eines Staates im Kollektiv der Staaten fördere bestimmte, der anarchischen Struktur entsprechende Verhaltensweisen; Wettbewerb begünstige diejenigen Staaten, die in einer anarchischen Umwelt erfolgreichere Strategien verfolgen.⁷³ Das hieraus resultierende primäre Handlungsprinzip ist das der Selbsthilfe. Staatliche Außenpolitik müsse vor diesem Hintergrund »Realpolitik« sein:

»The elements of Realpolitik, exhaustively listed, are these: The ruler's, and later the state's, interest provides the spring of action; the necessities of policy arise from the unregulated competition of states; calculation based on success is the ultimate test for policy, and success is defined as preserving and strengthening the state.«⁷⁴

Um die Frage, auf welche Weise zwischenstaatliche Allianzen zustande kommen und welche Strategien Staaten dabei anwenden, hat sich eine Debatte mit gegensätzlichen Positionen bei weitgehend geteilten neorealistischen und rationalistischen Grundannahmen entwickelt. Wenngleich nicht Ausgangspunkt, so war die Position Kenneth Waltz' doch ein wichtiger Referenzpunkt dieser Debatte. Er nimmt im Einklang mit der klassischen realistischen Tradition an,⁷⁵ dass Staaten dazu tendieren, sich gegenseitig aus-

70 Waltz 1979, S. 94 und 100-101; Schweller 1993, S. 75.

71 Waltz 1979, S. 93-94.

72 Waltz 1979, S. 80.

73 Waltz 1979, S. 75-77.

74 Waltz 1979, S. 117. Schriftauszeichnungen entfernt.

75 Vgl. zum Balance-of-Power-Konzept vor Waltz Masala 2005, S. 52-55.

zubalancieren – Balance of Power ist für ihn das grundlegende systemische Ordnungsmuster internationaler Politik.⁷⁶ Ursache dafür sei die ungleiche Verteilung von Machtmitteln im internationalen System, die unter anarchischen Bedingungen und angesichts des Überlebenswillens von Staaten insbesondere kleinere bzw. in Machtmitteln unterlegene Staaten zwingt, sich mächtigeren Staaten anzuschließen.⁷⁷

Fasst man diese Ausführungen in wenigen Worten zusammen, so verdichtet sich der Eindruck einer pessimistischen Theorie internationaler Politik. Units als geschlossene Einheiten, die je für sich schon geordnete Entitäten sind, ordnen sich durch rationales Handeln auf der Grundlage eigener Kapazitäten gemäß der Staaten übergreifenden anarchischen Struktur. Das grundlegende Handlungsprinzip ist dabei das der Selbsthilfe; Staaten streben Sicherheit an, indem sie einen Machtvorsprung gegenüber anderen Staaten zu erlangen suchen. Zwischenstaatliche Kooperation erscheint vor diesem Hintergrund als unwahrscheinlich und tritt allenfalls in der vergleichsweise unverbindlichen Form des Ausbalancierens von Macht auf.

Dieser Pessimismus gegenüber möglichen Formen zwischenstaatlicher Kooperation war und ist, neben der ausschließlichen Konzentration auf Staaten als relevante internationale Akteure, einer der immer wieder vorgebrachten Kritikpunkte an neorealistischen Ansätzen der Internationalen Beziehungen. In den 1970er Jahren erwuchs diesen eine ernstzunehmende Konkurrenz in Form neuerer rationalistisch-institutionalistischer Theorien, die genau diese Kritik fundiert ausarbeiten und Möglichkeiten der Kooperation rational handelnder Akteure theoretisch begründen wollten. Ich bezeichne diese fortan als »rationalistischen Institutionalismus«.⁷⁸ Im Zentrum dieser Ansätze steht der Begriff der Institution als einem Konzept, das einerseits durchaus auf akteurstheoretischen Überlegungen basiert, andererseits aber über diese abstrahierend hinausgeht. Die bei genauerer Betrachtung recht vielfältigen, teilweise einander widersprechenden neueren institutiona-

76 Anders als viele andere Balance-of-Power-Theoretiker(innen) geht Waltz davon aus, dass zwei Akteure bzw. Allianzen genügen, um sich auszubalancieren, wobei in einer solchen Situation der internen Steigerung von Kapazitäten eine weit aus größere Bedeutung zukomme. Waltz 1979, S. 118; Waltz 1967, S. 219-220; Waltz 1964, S. 881-887.

77 Waltz 1979, S. 118-132; Vogt 1999, S. 49-51. An Waltz anschließend, ihn aber doch auf interessante Weise modifizierend, haben Stephen Walt und Randall Schweller diese Annahmen weiterentwickelt; vgl. Walt 1987; Schweller 1994.

78 Hellmann/Wolf 1993, S. 153. Anregungen für die Neuentdeckung eines Institutionalismus (der ältere, idealistisch geprägte Institutionalismus kann allenfalls sehr begrenzt als Vorläufer des neueren Institutionalismus gelten, vgl. hierzu Keck 1991, S. 642-643) kamen insbesondere aus der ökonomischen Institutionentheorie sowie spieltheoretischen Ansätzen; Keck 1991, S. 635 und 638.

listischen Theorien lassen sich im Kern auf vier Grundannahmen reduzieren:⁷⁹

- Erstens nimmt der rationalistische Institutionalismus an, dass Institutionen Gebilde mit relativer Dauerhaftigkeit sind. Wandel wird dabei nicht ausgeschlossen, er findet aber entweder nur selten, nur graduell und/oder nur in Pfadabhängigkeit statt. Über die Gründe für die relative Dauerhaftigkeit wie auch über die Ursachen und Prozesse institutionellen Wandels gibt es zwischen den verschiedenen Institutionalismen verschiedene Auffassungen.⁸⁰
- Zweitens geht der rationalistische Institutionalismus von einem beträchtlichen Einfluss von Institutionen auf Akteursverhalten aus. Staaten, aber auch nichtstaatliche Akteure sind institutionell geprägt und damit in gewisser Weise Derivate der Institutionen. Die Art und Weise wie auch das Ausmaß dieser Prägung wird von den verschiedenen Institutionalismen sehr verschieden beschrieben und begründet.⁸¹
- Drittens hält der rationalistische Institutionalismus Institutionen für relativ autonom gegenüber ihrer Umwelt und/oder gegenüber den Akteuren selbst. Sie werden von diesen zwar einerseits getragen und beeinflusst, vermögen aber auch eine – mehr oder weniger umfangreiche – Eigenständigkeit zu entwickeln. Die Annahme einer relativen Autonomie der Institutionen hängt mit der Annahme durch sie geprägter Akteure auf das Engste zusammen, beide sollten aber analytisch vorerst getrennt voneinander betrachtet werden, da sie Analyseebenen betreffen, die in den insti-

79 Ergänzend zum Folgenden ließen sich Institutionen, wie es häufig getan wird, durch die Aufzählung von formalen oder informalen Institutionenbestandteilen beschreiben. Häufig genannt werden dabei beispielsweise Prozeduren, Routinen, Normen und Konventionen, Regeln, Entscheidungsfindungsprozeduren und Prinzipien. Der heuristische Wert solcher Aufzählungen ist allerdings gering, denn fehlende oder überflüssige Institutionenbestandteile lassen sich in Konfrontation mit der Empirie immer ausmachen. Vgl. zu den genannten Hall/Taylor 1996, S. 938; Keohane 1989b, S. 141; Krasner 1989b, S. 1-2; Müller 1993, S. 26; Puchala/Hopkins 1989, S. 61.

80 Baltzer 2001, S. 126; Berger/Luckmann 2003, S. 86; Krasner 1988, S. 73-74; Göhler 1994, S. 22; Göhler 1988, S. 16; Keohane/Nye 2001, S. 47-48; March/Olsen 1989, S. 17; Rehberg 1994, S. 47; Waschkuhn 1987, S. 71; Zucker 1991, S. 87.

81 Finnemore 1996b, S. 326; Friedland/Alford 1991, S. 245; Keck 1991, S. 637; Kölble 1995, S. 233-235; Krasner 1988, S. 73; March/Olsen 1989, S. 162-164; March/Olsen 1998, S. 948.

tutionalistischen Sozialwissenschaften zumeist als separat betrachtet werden.⁸²

- Viertens sind für rationalistisch-institutionalistische Ansätze rationalistische Akteurskonzepte maßgeblich. Es wurde damit im Grundsatz die gleiche akteursanalytische, wenn nicht anthropologische Basis gewählt, die auch dem Neorealismus zu Grunde liegt – was durchaus für die Schärfe der Debatte zwischen Neorealismus und Institutionalismus mitverantwortlich sein dürfte.⁸³ Akteure gelten hier als rationale, eigeninteressierte Egoisten, die strategisch kalkulierend handeln, miteinander im Wettbewerb stehen und dabei ihren vorgegebenen Präferenzen und Interessen gerecht zu werden versuchen:

»[Rational choice institutionalists] posit that the relevant actors have a fixed set of preferences or tastes (usually conforming to more precise conditions such as the transitivity principle), behave entirely instrumentally so as to maximize the attainment of these preferences, and do so in a highly strategic manner that presumes extensive calculation. [...] they postulate, first, that an actor's behaviour is likely to be driven, not by impersonal historical forces, but by a strategic calculus and, second, that this calculus will be deeply affected by the actor's expectations about how others are likely to behave as well.«⁸⁴

Diese zunächst atomistische Segregation der Akteure schließt allerdings die Kooperation und Bildung von Institutionen nicht nur nicht aus (wie etwa im Neorealismus), sondern vermag sie gar zu befördern. Institutionalisierung, in den Internationalen Beziehungen oft im Rahmen der enger gefassten Regimetheorie als die Bildung von Regimen verstanden,⁸⁵ wird aus rationalistisch-institutionalistischer Sicht mit dem Wert bzw. dem Nutzen begründet, den Institutionen gerade für rationale Akteure haben.⁸⁶ Die Funktionen der Institutionen und die Gewinne für die Akteure, die dabei genannt werden, sind sehr vielfältig und verschieden. Nach Robert Axelrod/Robert Keohane schaffen Institutionen Anreize zur Kooperation, erleichtern das Erkennen

82 Unter Berufung auf G.W.F. Hegel und Arnold Gehlen Habermas 2001, S. 57; Krasner 1989a, S. 359 (zu Regimen); March/Olsen 1984, S.734; Puchala/Hopkins 1989, S. 87; Young 1989, S.94.

83 Hellmann/Wolf 1993, S. 154.

84 Hall/Taylor 1996, S. 944-945. Vgl. dazu auch Kölble 1995, S. 239-241; Keohane 1988, S. 386; Puchala/Hopkins 1989, S. 89; Snidal 1986, S. 25.

85 Vgl. Kohler-Koch 1989; Young 1989; Krasner 1989a; Krasner 1989b.

86 Hall/Taylor 1996, S. 945. Dieser Nutzen geht einher mit einer Erweiterung der akteursbezogenen Prämissen um eine ganze Reihe von Defiziten: beispielsweise die »Beschränktheit individueller Informationskapazitäten« und »Informationsasymmetrien«, Schulze 1997, S. 9. Diese Faktoren nehmen in den institutionalistischen Debatten der Internationalen Beziehungen einen weniger breiten Raum ein als beispielsweise in der Institutionenökonomie.

von Abweichler(inne)n und Trittbrettfahrer(inne)n, lassen Belohnung und Strafe den richtigen Adressaten zukommen und erlauben bei Verhandlungen das Verknüpfen von Themen. An anderer Stelle betont Keohane, dass durch Institutionen zusätzliche Gewinne möglich seien und Unsicherheit wie auch Transaktionskosten reduziert werden könnten. Nach Beate Kohler-Koch schaffen Regime Verhaltensrichtlinien, bieten einen Rahmen für Vereinbarungen und stellen Informationen zur Verfügung.⁸⁷ Harald Müller benennt fünf Wirkmechanismen von Institutionen: Sie verminderten Ungewissheit, legten verbindliche Urteilsmaßstäbe für richtiges und falsches Verhalten fest, reduzierten Transaktionskosten, entwickelten Regelungen für Informationsaustausch und stellten Entscheidungsregeln für Situationen auf, in denen rationales Reflektieren nicht möglich ist.⁸⁸

Der rationalistische Institutionalismus teilt aber – neben der Annahme rationalistischer Akteure – noch eine weitere Grundannahme des Neorealismus, nämlich jene der grundsätzlichen Anarchie des Staatensystems. Die Abwesenheit einer zentralen Autorität bildet die wichtigste Umweltbedingung, unter der sich Kooperation entwickeln bzw. erhalten soll. Wie auch dem Neorealismus gilt dem rationalen Institutionalismus die Abwesenheit einer übergeordneten Instanz, die reglementierend und sanktionierend einzugreifen in der Lage wäre, als primäres Kooperationshindernis:

»Nations dwell in perpetual anarchy, for no central authority imposes limits on the pursuit of sovereign interests. [...] The possibility of a breach of promise can impede cooperation even when cooperation would leave all better off. Yet, at other times, states do realize common goals through cooperation under anarchy. Despite the absence of any ultimate international authority, governments often bind themselves to mutually advantageous courses of action. And, though no international sovereign stands ready to enforce the terms of agreement, states can realize common interests through tacit cooperation, formal bilateral and multilateral negotiation, and the creation of international regimes.«⁸⁹

Trotzdem hält er die Kongruenz von Staateninteressen – in begrenztem Umfang und von relativer Dauerhaftigkeit – grundsätzlich, wenngleich nicht bedingungslos für möglich. Staaten nämlich, so die Annahme, strebten neben der Sicherung ihres nackten Überlebens auch andere Ziele – wie beispielsweise Wohlstand – an, zudem seien sie durch Interdependenz miteinander verbunden und könnten deshalb kollektive Güter nur kollektiv produzieren.⁹⁰

87 Axelrod/Keohane 1993, S. 109; Keohane 1988, S. 386; Kohler-Koch 1989, S. 23. Vgl. dazu auch Hellmann/Wolf 1993, S. 158.

88 Müller 1993, S. 37.

89 Oye 1986, S. 1.

90 Axelrod/Keohane 1993, S. 87-91; Hellmann/Wolf 1993, S. 159; Keohane 1989a, S. 2; Keohane/Nye 2001, S. 26; Kohler-Koch 1989, S. 22; Milner 1993, S. 162-

In den Internationalen Beziehungen dienen spieltheoretische und andere akteurszentrierte Modelle methodologisch dazu, auf der kleinsten denkbaren Ebene und unter Reduktion kontextueller Komplexität Akteursverhalten (zwei Akteure und eine Entscheidungssituation, diese möglicherweise in mehrfacher Wiederholung) unter gegebenen Prämissen zu untersuchen. Mit ihnen wird versucht, unter Festlegung spezifischer Annahmen über Akteure und Kontexte situationsgebundenes menschliches Verhalten als Nukleus einer daraus ableitbaren sozialen Ordnung zu bestimmen. Dieser Versuch ist allerdings argumentativ nicht zwingend notwendig, als Alternative dazu wird in den institutionalistischen Arbeiten häufig einfach nur auf die bloße Existenz von Institutionen verwiesen – als Nachweis für die grundsätzliche Kooperationsfähigkeit menschlicher Akteure.⁹¹ Wohl implizit mitgedacht wird dies, wenn – als dritte Argumentationsstrategie – mehr oder weniger direkt von gemeinsamen Interessen der Akteure auf das Entstehen von Institutionen geschlossen wird.⁹²

In kritischer Distanz zum rationalistischen Institutionalismus hat sich mit dem soziologischen Institutionalismus ein alternatives institutionalistisches Theorieparadigma entwickelt, das die theoretischen Grundlagen der beiden bisher skizzierten Theorien der Internationalen Beziehungen fundamental in Frage stellt. Ihm gelten Akteure als immer schon in institutionelle Zusammenhänge eingebunden, der letztlich kausalen Abhängigkeit sozialer Ordnung von rationalistischen Akteuren stellen sie die umgekehrte Abhängigkeit der Akteure von institutionellen Strukturen zur Seite. Präferenzen, Interessen, Werte, Normen, Weltbilder, strategische Denkweisen und Wahrnehmungsweisen gründen aus Sicht des soziologischen Institutionalismus in der sozialen und institutionellen Umwelt, in die die Akteure eingebunden sind.⁹³ Präferenzen und Interessen können damit weder exogen bzw. apriorisch noch stabil sein:

163; Müller 1993, S. 31 und 34; Snidal 1991a; Snidal 1991b, S.722; Stein 1993, S. 31-35; Grieco 1993, S. 127-128. Kritisch zur Interdependenz Spindler 2003, S. 107. – Von dem hier beschriebenen Ansatz zu unterscheiden sind stärker am Neorealismus orientierte Regimetheoretiker wie Stephen Krasner, für den dominante Staaten Regime primär aus Eigeninteresse errichten; allerdings räumt auch Krasner ein, dass Regime eine gewisse Autonomie entwickeln und Akteure prägen, Krasner 1989a, S. 356-357; Krasner 1988, S. 76.

91 Keohane 1989b, S. 141; Kohler-Koch 1989, S. 29.

92 So beispielsweise bei Stein 1993, S. 35 und 45-48. Kohler-Koch bezeichnet dies kritisch als »funktionalistischen Fehlschluß«; Kohler-Koch 1989, S. 29. Ähnlich aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht auch bei Hegmann/Reckling unter Berufung auf Jon Elster; Hegmann/Reckling 2004, S. 67.

93 Finnemore 1996b, S. 326 und 333; Hall/Taylor 1996, S. 948-949; Taylor 1975, S. 189-191.

»The new institutionalism, in company with most research on preferences, argues that preferences and meanings develop in politics, as in the rest of life, through a combination of education, indoctrination, and experience. They are neither stable nor exogenous. If political preferences are molded through political experiences, or by political institutions, it is awkward to have a theory that presumes preferences are exogenous to the political process.«⁹⁴

Der soziologische Institutionalismus betrachtet Kooperationen und Institutionen vor diesem Hintergrund nicht einfach als Derivate der Interaktion rationaler Akteure. Ihre Autonomie und relative Dauerhaftigkeit beruhen für ihn nicht auf einer exogen und apriorisch begründeten Übereinkunft distinkter Akteure, sondern auf der reflexiven Konstitution und kognitiven Alternativlosigkeit solcher Kooperation und Institutionalisierung. Institutionen bilden aus dieser Perspektive die Welt, in der sich Akteure bewegen, sie sind damit für die Akteure selbst konstitutiv. Diese können damit keine andere Welt kennen, sie beziehen sich alle notwendig auf die gleiche, sozial konstituierte und institutionell verfasste.⁹⁵

James March/Johan Olsen beschreiben in diesem Zusammenhang eine »Logik der Angemessenheit« als Gegenmodell zur »Logik der Konsequenz« realistischer und rationalistischer Theorien. Während letztere Faktoren wie Identitäten, Regeln, Institutionen und Normen vernachlässige, beziehe die Logik der Angemessenheit kognitive, reflexive und ethische Faktoren ein. Ihr zufolge agieren Akteure gemäß bestimmter Regeln und Routinen, die sozial konstruiert, allgemein anerkannt und antizipiert werden.⁹⁶

Eine solche Handlungslogik ist eine notwendige Schlussfolgerung, konzipiert man Institutionen als für Akteure konstitutiv: Wenn letztere bestimmte institutionelle Regeln, Normen, Routinen und Werte als einzig gegebene wahrnehmen, so ist kein anderes Handeln möglich als das, welches sich auf eben diese institutionelle Welt bezieht. Die Logik der Angemessenheit ist also sehr viel mehr eine kognitive Logik denn eine psychologische. Rationales Handeln ist aus diesem Blickwinkel nicht mehr als eine spezifische Form angemessenen Handelns in einer Welt, die Rationalität als dominierende Handlungsmaxime für bestimmte Situationen vorsieht.⁹⁷

94 March/Olsen 1984, S. 739. Ähnlich auch March/Olsen 1989, S. 40.

95 Zucker 1991, S. 85-87. Ähnlich auch Rehberg 2002, S. 50; Hall/Taylor 1996, S. 948-949; Finnemore 1996b, S. 326. Der Gedanke findet sich zudem indirekt bei Baltzer 2001, wenn er unter Berufung auf Charles S. Peirces Zeichenmodell betont, dass institutionelle Handlungen institutionell werden, indem sie sich aufeinander beziehen (S. 120-121). Gleichfalls indirekt bei Möllering, der Internalisierung als Vertrauensfestigung in Institutionen beschreibt; Möllering 2005, S. 17-18.

96 March/Olsen 1989, S. 23-25 und 160-162; March/Olsen 1998, S. 949-952.

97 Vgl. dazu aus organisationssoziologischer Sicht Meyer/Rowan 1977; aus IB-Sicht Ulbert 2005, S. 18; allgemein bei Gibbons 1987, S. 141. In allgemeinerer

Die im rationalistischen Institutionalismus vorgesehene Möglichkeit von Kooperation und Institutionalisierung wird von soziologisch-institutionalistischen Ansätzen also überführt in eine immer schon vorhandene soziale und institutionelle Konstitution von Akteuren und Institutionen. Letztere stellen aus dieser Perspektive mehr dar als bloße Regulatoren zur Verteilung von Informationen oder Ressourcen, sie sind mehr als bloße Prozeduren, Regeln und Routinen. Sie sind mehr als bloße rationalistische Institutionen, die um Skripte, Wahrnehmungsmuster, Normen oder Interpretationsschemata ergänzt würden. Institutionen sind im soziologischen Institutionalismus Fluchtpunkte menschlicher Interpretationsleistung, soziale Konventionen mit konsensualer Wirkung, interpretative Bausteine des sozialen Lebens und sozialer Interaktion. Eine gute, wenngleich gemäßigt formulierte Umschreibung eines soziologisch-institutionalistischen Institutionenbegriffs findet sich bei Peter Hall/Rosemary Taylor:

»[...] the sociological institutionalists tend to define institutions much more broadly than political scientists do to include, not just formal rules, procedures or norms, but the symbol systems, cognitive scripts, and moral templates that provide the ›frames of meaning‹ guiding human action. Such a definition breaks down the conceptual divide between ›institutions‹ and ›culture‹. The two shade into each other. This has two important implications. First, it challenges the distinction that many political scientists like to draw between ›institutional explanations‹ based on organizational structures and ›cultural explanations‹ based on an understanding of culture as shared attitudes or values. Second, this approach tends to redefine ›culture‹ itself as ›institutions‹.«⁹⁸

Die beiden bislang genannten Aspekte, die sich simplifizierend als Gegensatz von sozialer Konstitution der Akteure durch Institutionen und sozialer Konstitution der Institutionen durch Akteure beschreiben lassen, stehen nun allerdings offensichtlich in einem gewissen Widerspruch zueinander. Es handelt sich dabei um ein grundsätzliches sozialwissenschaftliches Problem, das sich immer dann ergibt, wenn man die soziale Welt als immer schon sozial und historisch kontingent konzipieren möchte: das so genannte Akteur-Struktur-Problem als die komplexe Frage nach dem Verhältnis von individueller Akteursqualität und Handlung einerseits und überindividuellen Aspekten des Sozialen andererseits.

Betrachtung spricht Reckwitz davon, dass »die kulturwissenschaftliche Perspektive gegenüber der dominierenden liberal-rationalitätstheoretischen Sichtweise nur scheinbar parasitär, vielmehr das eigentliche Wirtstier ist«; Reckwitz 2004, S. 54. Für den Konstruktivismus in den Internationalen Beziehungen beschreibt Adler vier gemäßigtere Formen des Sich-Verhaltens gegenüber dem Rationalismus, Adler 2002, S. 108.

98 Hall/Taylor 1996, S. 947-948. Vgl. dazu auch Schaber 1994, S. 49-50.

Eine Lösung dieses Problems bestünde darin, vom Konzept einer strikten gegenseitigen Konstitution von Institution und Akteur abzuweichen und einer dieser beiden Seiten analytisch oder ontologisch Priorität einzuräumen. Diese Variante wählt in den Internationalen Beziehungen Martha Finnemore, nach deren Auffassung sich der soziologische Institutionalismus gerade dadurch vom Konstruktivismus unterscheidet, dass ersterer am Begriff der Struktur festhalte.⁹⁹ Auch in der organisationstheoretisch interessierten »Meyer-Schule« genießt Kultur als Makrophänomen analytischen Vorrang vor dem Handeln der Akteure.¹⁰⁰ Eine andere Variante wäre, an der gegenseitigen Konstitution von Akteur und Institution festzuhalten und keiner Seite analytische oder ontologische Priorität einzuräumen – dies ist die tendenziell zumindest im Grundsatz von sozialkonstruktivistischen Theorien der Internationalen Beziehungen vertretene Position. Damit wäre, schließt man sich Finnemores Unterscheidung an, das Theorieparadigma des soziologischen Institutionalismus verlassen.

Der Sozialkonstruktivismus¹⁰¹ entwickelte sich insbesondere im Laufe der 1980er Jahre und setzte sich spätestens im Laufe der 1990er Jahre, bei allen Unterschieden im Detail, als ernstzunehmendes Konglomerat einander ähnlicher wissenschaftlicher Positionierungen durch.¹⁰² Grundlegend für die konstruktivistischen Ansätze sind zweierlei Annahmen über die soziale Welt: Zum Ersten gehen sie davon aus, dass diese als eine interpretative, durch soziale Interaktion und Bedeutungszuschreibung konstruierte verstanden werden müsse. Zum Zweiten verstehen konstruktivistische Ansätze die soziale Welt gerade in ihrer Interpretativität zugleich als historisch kontingent: Die Welt unterliege einem permanenten Wandel, den es theoretisch zu

99 Finnemore 1996b, S. 327; Finnemore 1996a, S. 19-20. Im letztgenannten Text ordnet sie zwar auf S. 15 den Konstruktivismus als strukturell orientierte Theorie ein, scheint dabei aber von einem weiteren Strukturbegriff auszugehen als im erstgenannten Text.

100 Roscher 2004, S. 246; Jepperson/Meyer 1991, S. 205; Meyer/Rowan 1977, S. 343-346.

101 Ich benutze in dieser Untersuchung die Begriffe »Konstruktivismus« und »Sozialkonstruktivismus« in Übereinstimmung mit weiten Teilen der Forschungsliteratur zu Theorien Internationaler Beziehungen als Synonyme.

102 Knud Jørgensen unterscheidet vier Ebenen, auf denen der Konstruktivismus angesiedelt ist; jede dieser Ebenen werde als Konstruktivismus bezeichnet: Auf der Ebene des »philosophischen Konstruktivismus« stehen abstrakte epistemologische und ontologische Fragen im Mittelpunkt; die Ebene des »metatheoretischen Konstruktivismus« umfasst das Disziplinen übergreifende Reflektieren über Theorien des Sozialen; die Ebene der »konstruktivistischen Theoriebildung« fasst IB-Paradigmen in konstruktivistischen Begriffen und Konzepten; auf der Ebene »empirischer konstruktivistischer Forschung« werden diese Theorien schließlich auf den Untersuchungsgegenstand angewendet; Jørgensen 2001.

fassen und zu konzeptionalisieren gelte. Beide Annahmen haben wesentliche ontologische, epistemologische und methodologische Konsequenzen.

Interpretation, Bedeutungszuschreibung und Interaktion sind in den Augen des Sozialkonstruktivismus konstitutiv für das, was die Menschen als ihre soziale Welt erleben. Gesellschaft habe eine duale Bedeutung, sie sei sowohl objektivierte Faktizität als auch Trägerin subjektiver Bedeutung: Wenn Menschen miteinander interagieren, schrieben sie sich selbst, anderen Menschen sowie Materiellem und Nichtmateriellem Bedeutung zu.¹⁰³ Außerhalb dieser Bedeutungszuschreibungen sei eine soziale Welt nicht denkbar, vielmehr bekomme sie gerade aufgrund dieses verabsolutierenden Bedeutungshorizonts eine sinnhafte Notwendigkeit zugeschrieben; sie wird in Peter Bergers/Thomas Luckmanns Worten »objektive Wirklichkeit«:

»Ich erfahre die Wirklichkeit der Alltagswelt als eine Wirklichkeitsordnung. Ihre Phänomene sind vor-arrangiert nach Mustern, die unabhängig davon zu sein scheinen, wie ich sie erfahre, und die sich gewissermaßen über meine Erfahrung von ihnen legen. Die Wirklichkeit der Alltagswelt erscheint bereits objektiviert, das heißt konstituiert durch die Anordnung der Objekte, die schon zu Objekten deklariert worden waren, längst bevor ich auf der Bühne erschien.«¹⁰⁴

Die interpretative Konstitution und Objektivierung der sozialen Welt versteht der Konstruktivismus nun aber – gerade entgegen dem Empfinden der Akteure selbst – als historisch kontingent.¹⁰⁵ Gesellschaft wandelt sich, Akteure interagieren und wandeln sich, sie entwickeln sich und ihre soziale Welt. Die internationalen Beziehungen unterscheiden sich in dieser Hinsicht in nichts von anderen Sphären der sozialen Welt. Jeffrey Checkel beschreibt vor diesem Hintergrund das Verhältnis von Akteuren und sozialer Welt im Konstruktivismus der Internationalen Beziehungen wie folgt:

»[Constructivism] is not a theory but an approach to social inquiry based on two assumptions: (1) the environment in which agents/states take action is social as well as material; and (2) this setting can provide agents/states with understandings of their interests (it can ›constitute‹ them).«¹⁰⁶

103 Berger/Luckmann 2003, S. 25; Taylor 1975, S. 171-172 und 189-191. Für die Internationalen Beziehungen beispielhaft bei Onuf 1998, S. 59; Ulbert 2005, S. 13-15; Adler 2002, S. 100; Wendt 1999, S. 171-172; Neufeld 1993.

104 Berger/Luckmann 2003, S. 21-98, Zitat S. 24.

105 Explizit bei Ashley 1989; Milliken 1999; Shapiro 1989; Ruggie 1998, S. 25-27. Implizit in Arbeiten, die historischen Wandel einer interpretativ konstituierten sozialen Welt untersuchen, zum Beispiel bei Klotz 1995; Kratochwil 1986; Weber 1995.

106 Checkel 1998, S. 325-326.

Forschungen zu internationalen Beziehungen fragen dabei sowohl empirisch als auch theoretisch nach vielfältigen sozialen und historischen Phänomenen. Seien es etwa geteilte Identitäten, Werte und Bedeutungen wie in Emanuel Adlers/Michael Barnetts Konzeption von Sicherheitsgemeinschaften,¹⁰⁷ Normen als ein geteiltes Verständnis von Verhaltensstandards bei Audie Klotz,¹⁰⁸ Diskurse oder Wortbedeutungen wie in der Diskursforschung,¹⁰⁹ Regeln wie im Konstruktivismus nach Nicholas Onuf¹¹⁰, Sprache und Regeln wie bei Friedrich Kratochwil¹¹¹ oder Ideen, Identitäten und Interessen, die Alexander Wendt in den Vordergrund rückt¹¹² – verbindender Gedanke dieser und weiterer, im Detail sehr verschiedener Ansätze ist immer der intersubjektive, auf Interaktion und Interpretation beruhende Charakter der jeweils untersuchten sozialen Phänomene.

Ein solches Akteurskonzept geht über die quasi-mechanistischen Vorstellungen des Rationalismus, aber auch die Priorisierung der institutionellen Strukturen im soziologischen Institutionalismus hinaus. Wurden Interessen und Identitäten im Neorealismus und im rationalistischen Institutionalismus noch als der sozialen Interaktion exogen behauptet, so versteht sie der Konstruktivismus als durch Bedeutungen konstituierte, aus der sozialen Welt selbst und der Interaktion mit anderen entstammende Akteursqualitäten.¹¹³ Interessen, Identitäten und Handeln hängen nicht nur (wie auch im Rationalismus) auf das Engste zusammen, sondern sind (anders als im Rationalismus) stets rückgekoppelt an die soziale Welt als konstruiertem Bedeutungsrahmen. Zugleich ist die soziale Welt an die Interpretation sozialer Akteure gebunden. Anders als für individualistische Ansätze und Theorien wie dem Rationalismus oder dem Behaviourismus und anders als für holistische Ansätze und Theorien wie dem Strukturalismus oder dem Institutionalismus ist es für den Konstruktivismus deshalb nicht mehr möglich, einer der beiden Seiten – Akteur oder Struktur – ontologische Priorität einzuräumen. Das Akteur-Struktur-Problem besteht vielmehr gerade in der Frage, wie Akteure und Strukturen sozialwissenschaftlich in einer Weise konzeptioniert werden

107 Adler/Barnett 1999, S. 31.

108 Klotz 1995, S. 14.

109 Vgl. beispielhaft Milliken 1999; R. Baumann 2005; Hellmann/Weber/Sauer 2008.

110 Onuf 1998, S. 59; Onuf 1989.

111 Kratochwil 2001, S. 16-20; Kratochwil 1993, S. 75-77; Kratochwil 1989; Kratochwil 1988, S. 272-277.

112 Wendt 1992, S. 397-398; Wendt 1998, S. 386-388; Wendt 1999, S. 92-139. Ideen scheinen gerade auch im deutschsprachigen Raum einige Beachtung zu finden; vgl. Roscher 2004; Ulbert 1997, S. 15-16.

113 Campbell 1998, S. 9-10; Wendt 1999, S. 113-133; Wendt 1992, S. 399; Welles/Laffey 1999, S. 14. Allgemeiner bei Ulbert 2005, S. 18.

können, die beide Seiten mit gleichem ontologischem Status sich aufeinander beziehen lässt.¹¹⁴

Dem Begriff der »Institution« kann im Rahmen einer solchen Konzeption nur mehr nachgeordnete Bedeutung zukommen. Der soziologische Institutionalismus ordnet, durchaus in institutionalistischer Tradition, soziale Phänomene wie Regeln, Prinzipien, Symbole und Bedeutungen dem Begriff der Institution unter.¹¹⁵ Auf den ersten Blick durchaus ähnlich verfahren auch konstruktivistische Autor(inn)en. Berger/Luckmann, als einflussreiche Ideengeber des Konstruktivismus in den Internationalen Beziehungen, definierten Institutionen als reziproke Typisierung habitualisierter Handlungen.¹¹⁶ Für Nicholas Onuf sind Institutionen stabile, wiederholbare Muster an Regeln und Handlungen.¹¹⁷ Wendt schließlich definiert eine Institution als »relatively stable set or ›structure‹ of identities and interests«.¹¹⁸ Für Erik Ringmar tragen und festigen Institutionen die Narrative einer Gesellschaft.¹¹⁹ Anders als für den soziologischen Institutionalismus stehen für den Konstruktivismus allerdings nicht so sehr einseitig die kausalen und konstitutiven Prägungen und Einflüsse im Vordergrund, die Institutionen auf Akteure ausüben. Sie betonen vielmehr die gegenseitige Konstitution von sozialer Welt, die sich von diesem Standpunkt aus in Institutionen eben gerade nicht erschöpfen kann, und sozialen Akteuren.

Der Konstruktivismus stellt durchaus insofern einen Fortschritt gegenüber anderen Theorien der Internationalen Beziehungen dar, als er sich der Komplexität des Sozialen nicht durch eine Reduktion auf rationale Akteure oder institutionalistische Determinanten verschließt. Gleichwohl scheint es deutliche Tendenzen zu geben, insbesondere wenn er für empirische Arbeiten fruchtbar gemacht werden soll, von den konstruktivistischen Grundannahmen abzuweichen.¹²⁰ Historische Kontingenz und damit das historische, soziale und interpretative Gewordensein sozialer Entitäten werden in durchaus entscheidenden Teilbereichen analytisch häufig ebenso vernachlässigt wie die Kreativität sozialer Konstitutionsleistungen. Der Gedanke einer interpretativen Konstitution der sozialen Welt wird häufig aufgeweicht zu Gunsten einer vermeintlich leichteren oder treffsichereren Analysierbarkeit

114 Adler 2002, S. 104; Carlsnaes 1992, S. 246; Dessler 1989, S. 451-452; Ulbert 2005, S. 17; Wendt 1987, S. 338-339.

115 Zucker bestimmt Persistenz als gemeinsamen Nenner aller Institutionalismen; Zucker 1991, S. 83. Dies würde eine mögliche holistische Tendenz auch des soziologischen Institutionalismus erklären.

116 Berger/Luckmann 2003, S. 56-72.

117 Onuf 1998, S. 61.

118 Wendt 1992, S. 399.

119 Ringmar 1996, S. 455.

120 Vgl. zu den folgenden Ausführungen die Unterscheidung von starken und schwachen Formen des Konstruktivismus bei Harnisch 2003, S. 330-331. Vgl. auch Roscher 2004, S. 235; Jetschke/Liese 1998, S. 166-173.

der Welt. Aus methodologischen oder wissenschaftstheoretischen Überlegungen werden durch die Hintertür quasi-ontologische Annahmen. Dies lässt sich an zwei zentralen Aspekten verdeutlichen: Der konstruktivistischen Konzeption des Staates und der Rolle von Ideen und Normen in konstruktivistischer Forschung.

Traditionell gelten den Theorien Internationaler Beziehungen Staaten als die wichtigsten (und im Falle des Neorealismus einzig relevanten) Akteure des internationalen Systems.¹²¹ Interessanterweise lösen sich in ihrer großen Mehrheit konstruktivistische Ansätze in diesem Punkt nicht von traditionellen Denkschemata, obwohl sie die Welt – und damit auch Staaten – als sozial und interpretativ konstituiert verstehen. Wie diese behandeln sie Staaten als in sich geschlossene, einheitliche Hauptakteure der internationalen Politik. Am prominentesten vertritt Wendt die These, dass Staaten wie einheitliche und geschlossene Akteure verstanden und untersucht werden könnten. Sie seien zwar durchaus durch soziale Interaktion konstituiert, wiesen aber aufgrund einer Idee kollektiver Akteurschaft und einer kollektives Handeln institutionalisierenden Entscheidungsstruktur einen einheitlichen Charakter auf. Dieser erlaube, die Staaten modellhaft als geschlossene Einheiten zu behandeln, die auf einer institutionell-gesellschaftlichen Ordnung, einem Anspruch auf das Gewaltmonopol, Souveränität, einer Gesellschaft sowie einem Territorium beruhen.¹²²

Ein solches Staatskonzept macht den Konstruktivismus gewiss anschlussfähiger gegenüber traditionellen Theorien der Internationalen Beziehungen wie auch gegenüber traditionellen Theorien des modernen Staates.¹²³ Darüber hinaus mag es so erscheinen, als ob dieser Begriff vom »Staat« der empirischen Forschung zu internationalen Beziehungen angemessen sei – schließlich entspricht er jenem Staatskonzept, das im Alltagsverständnis von binnenstaatlicher und internationaler Politik vorherrscht. Dennoch zeitigt ein solches Verständnis auf theoretischer Ebene zahlreiche gravierende Probleme:

-
- 121 Jackson/Nexon 1999, S. 293; Biersteker 2002, S. 158; für Neorealismus und Neoliberalismus Hellmann/Wolf 1993, S. 156; für Neorealismus Ashley 1984, S. 238-241.
 - 122 Wendt 1999, S. 198-223; indirekt auch Wendt 1995, S. 72. Vgl. dazu auch Weber 2001, S. 67; sowie die Kritik bei Inayatullah/Blaney 1996, S. 73. Auch andere konstruktivistische Autor(inn)en gehen (implizit oder explizit) von einer eigenen, wenngleich sozial konstituierten Akteursqualität der Staaten aus, beispielsweise Shannon 2000; Ulbert 1997; Risse 2000; Klotz 1995; Adler/Barnett 1999.
 - 123 Vgl. beispielhaft für traditionelle Auffassungen von Staat und Souveränität Poggi 1990; Jahrreiß 1967; Roth 2003; Mann 1998; beispielhaft für einen traditionellen Staatsbegriff in den IB Waltz 1959; Waltz 1979; Keohane/Nye 2001; Bull 1995. Vgl. allgemein zum traditionellen Staatsbegriff in den IB Halliday 1991; Ringmar 1996, S. 441-443; Biersteker 2002, S. 158.

»[...] der [in ideellen internationalen Strukturen] handelnde Akteur bleibt in den meisten Fällen der Staat, dem jedoch genau besehen alle Anlagen dazu fehlen, Ideen zu verarbeiten, Normen zu erkennen, Werte zu besitzen, sich einer Kultur anzuschließen, eine Identität auszubilden, Wissen zu generieren, Argumentationen vorzutragen, kurz: sich in seiner sozialen Umwelt wahrzunehmen. [...] an dieser Stelle [klafft] eine große theoretische Lücke. Sie kann bei theoretischen Erwägungen leicht übersprungen werden, doch spätestens bei den methodischen Entscheidungen für die empirische Analyse all dieser ›konstruktivistischen‹ Faktoren kommt sie unweigerlich in den Blick: Wo lassen sich Ideen, Normen, Werte, Leitbilder, Kultur, Identität, Wissen und Argumentationen empirisch auffinden, wenn nicht in sprachlichen Äußerungen? Und wer hat schon einen Staat reden gehört oder schreiben gesehen?«¹²⁴

Entzieht man dem Staat nun konsequenterweise seinen ontologischen (oder, vorsichtiger formuliert, seinen analytisch-apriorischen) Status, so stellt sich unweigerlich die Frage nach der Konstitution des Staates selbst. Er wäre dann nicht als Akteur in einer interpretativ konstruierten sozialen Welt, sondern als Produkt derselben zu analysieren – als »geschriebener« Staat in den Worten Cynthia Webers.¹²⁵ Wenn genau diese Konsequenz aber unterbleibt, so wird mit dem Staat ausgerechnet einer der wichtigsten politikwissenschaftlichen Untersuchungsgegenstände als Objekt aus einer genuin konstruktivistischen Analyse ausgeschlossen.

Ähnliches gilt für Ideen und Normen, die zwar in den traditionellen Theorien der Internationalen Beziehungen keine dem Staat vergleichbare Wichtigkeit haben, im Konstruktivismus aber eine große Rolle spielen. In vielen konstruktivistischen Arbeiten – gleich ob theoretischer oder empirischer Natur – stehen Normen oder Ideen im Vordergrund. Wenngleich, wie es von konstruktivistischen Ansätzen nicht anders zu erwarten ist, die Entstehung von Normen und Ideen fast immer diffus auf Akteure oder Interaktion zurückgeführt und der Begriff der Kausalanalyse abgelehnt wird, so handelt es sich hierbei häufig doch eher um eine Art Begründungskonstruktivismus: Normen und/oder Ideen werden konstruktivistisch begründet bzw. abgeleitet, weil dies im Lichte der fundamentalen Kritik des Konstruktivismus an rationalistischen Norm- oder Ideenkonzepten für plausibler gehalten wird. Ist diese Begründung aber einmal geliefert, so wird der apriorische Charakter von Normen bzw. Ideen für die eigene Analyse durch die Hintertür wieder eingeführt. Ideen bzw. Normen werden so untersucht, als ob sie apriorisch gegeben wären und kausalen Einfluss auf das Verhalten von Akteuren hätten. Internationale Politik wird damit gerade nicht als komplexes

124 Weller 2005, S. 51. Schriftauszeichnungen entfernt. Vgl. dazu auch Wight 1999, S. 128; Ringmar 1996.

125 Weber 1995, S. 1-7. Vgl. dazu auch Suganami, der von der narrativen Konstitution von Akteuren spricht, Suganami 1999, S. 379; sowie Welles/Laffey, die von der Produktion und Reproduktion von Staaten als Akteuren sprechen; Welles/Laffey 1999, S. 14-16.

interpretatives Phänomen in den Blick genommen, als interpretativer Kampf um Bedeutungen und Ordnungen, denen Normen bzw. Ideen als Teilaspekt zugerechnet werden müssten.¹²⁶ Das primäre Erkenntnisinteresse gilt vielmehr einer vergleichsweise direkten Wirkung von Normen bzw. Ideen auf Akteursverhalten.¹²⁷

Häufig wird in diesem Zusammenhang auch auf die Logik der Angemessenheit nach March/Olsen verwiesen, die ich als wichtigen Bestandteil des soziologischen Institutionalismus schon kurz skizziert hatte.¹²⁸ Staaten oder auch nichtstaatliche Akteure handelten, so die Annahme, indem sie sich nach binnenstaatlichen oder internationalen Regeln und Normen richteten. Wie Ole Sending überzeugend nachgewiesen hat, kann die Logik der Angemessenheit ihre Herkunft aus der Organisationsforschung allerdings nicht verleugnen: Gerade weil bei March/Olsen die kontextuellen Zwänge und Verpflichtungen in die Identität einer Person eingingen, handelten diese nicht im Rahmen eigener Entscheidungsfreiheit, sondern gemäß einer quasi überpersonalen Macht mit präskriptiver Autorität. Im Kern entpuppe sich die Logik der Angemessenheit damit als eine holistische Position.¹²⁹

Dabei ist es letztlich unerheblich, ob ein solches Vorgehen ontologisch oder heuristisch begründet wird: In jedem Fall werden soziale Phänomene – Staaten, Analyseebenen, Normen oder Handlungslogiken – als letztlich in der realen Welt objektiv verankert postuliert oder aber so behandelt, »als ob« sie es wären. Obgleich »eigentlich« als sozial und interpretativ konstruiert verstanden, werden sie so der wissenschaftlichen Analyse enthoben und vorausgesetzt. Die soziale Welt als interpretativ konstruierte gerät in diesen Fällen zumindest teilweise aus dem Blick; der Konstruktionscharakter und die historische Kontingenz von Konzepten wie Staaten, Analyseebenen, Normen oder Ideen kann so nicht mehr angemessen berücksichtigt werden.

Aus konstruktivistischer Sicht konsequent wäre hingegen, die genannten Konzepte als konstruierte Bestandteile einer sozialen Ordnung zu verstehen, die interpretativ geschaffen wurde und beständig geschaffen wird. Im Mittelpunkt entsprechender Ansätze sollte also beispielsweise nicht das »Han-

126 Vgl. Kratochwil 1988, S. 265.

127 Zahlreiche Autor(inn)en vertreten implizit oder explizit eine solche Vorstellung von Normen und normorientiertem Konstruktivismus bzw. von Ideen. Als Beispiele seien genannt: Boekle/Rittberger/Wagner 2001; Börzel/Risse 2002, S. 149-152; Finnemore/Sikkink 1998; Florini 1996; Klotz 1995; Andrei 2008; Rittberger/Andrei 2005; Laffey/Weldes 1997 (kritisch zum Begriff der Idee); Shannon 2000; Ulbert 1997; Yee 1996 (die beiden Letztgenannten auf den Begriff der Ideen bezogen).

128 Vgl. dazu S. 57 dieser Untersuchung.

129 Sending 2002. Sending geht sogar noch weiter: Da die Ko-Konstitution von Akteur und Struktur die Fähigkeit der Akteure zur Selbstreflektion beinhalte, seien Logik der Angemessenheit und Konstruktivismus unvereinbar.

deln« von Staaten stehen, sondern vielmehr deren Konstitution unter anderem durch dieses Handeln. Es gilt, Staaten (und auch das Staatensystem) als historisch kontingente, permanent interpretativ konstruierte und reproduzierte Gebilde zu verstehen und diesen Konstruktionsvorgang selbst zu analysieren. Gleiches gilt für Normen und Ideen sowie alle weiteren Abstrakta, die für den Konstruktivismus aus den genannten Gründen eine große Rolle spielen.

In den Internationalen Beziehungen haben sich ein solches Vorhaben insbesondere diejenigen Ansätze auf die Fahnen geschrieben, die sich etwa an Jacques Derrida, Michael Foucault und vereinzelt auch an Pierre Bourdieu orientieren. Sie verstehen das Soziale in durchaus nicht nur metaphorischem Sinne als Text oder Idee; den Staat interpretieren sie entsprechend als eine textlich, diskursiv oder semiotisch konstruierte Entität. Menschen leben, so die Annahme, in einer interpretativ konstruierten Welt aus Texten oder Bedeutungen, die sie unter Rückgriff auf veränderliche konventionalisierte Verweisungssysteme beständig reproduzieren.¹³⁰ Richard Ashley fasst diesen Ansatz, den er und andere als poststrukturalistisch oder als postmodern bezeichnen, wie folgt zusammen:

»[...] poststructuralism understands history in its intrinsic pluralness, as a boundless text of countless texts, as le texte général. [...] It is a text that has no boundaries, that consists of innumerable texts, that is always in the process of being written and transformed even as it is being read or misread, and whose ›sovereign‹ writers and readers are themselves problematic texts in the process of being interpreted and inscribed.«¹³¹

Ashley interpretiert den Staat in poststrukturalistischer Tradition als diskursiv konstruierte Grenze zwischen dem Menschen und der internationalen, als anarchisch konstruierten Sphäre. Dies impliziert einerseits die Abgrenzung jedes einzelnen Staates vom Internationalen, andererseits aber auch der Staaten gegeneinander. Ein solcher Ansatz ermöglicht es, dies sei hier in Kürze vermerkt, die Unterscheidung zwischen Staatlichkeit und Internationalem als Ideologie der Partikularismen und Universalismen zu verstehen: Das Einzelstaatliche erscheint als das Partikulare, Fassbare, Eindeutige, dem das diffuse Internationale als Resultat eines universalistischen Prinzips multipler Partikularitäten dichotomisch gegenüber zu stehen scheint.¹³² Dieses Verhältnis von Partikularismus und Universalismus interpretiert Ashley als

130 »Writing the State« nach Weber 1995, S. 1; Ruggie 1998, S. 35; Debrix 2003; Der Derian 1989, S. 6; George 1994, S. 191-197; Weldes/Laffey 1999, S. 16. Vgl. allgemein sozialwissenschaftlich dazu Reckwitz 1999, S. 36-40.

131 Ashley 1989, S. 280-281. Vgl. dazu auch Ashley 1988, S. 233. Vgl. zur Postmoderne in den Internationalen Beziehungen Diez 2003.

132 Ashley 1989, 298-308; Ashley 1988, S. 230-244. Vgl. dazu auch Ashley/Walker 1990; Walker 1993, S. 60-73; Walker 1990; sowie Unterkap. 2.2.1 dieser Untersuchung.

wirkmächtigen Diskurs und eben gerade nicht als objektive Begebenheit: Es handelt sich um ein auf Differenzierung beruhendes Konstrukt, das die Existenz souveräner Staaten als natürlich, selbstverständlich und objektiv erscheinen lässt.

Unter Berufung auf Derridas Begriff des Logozentrismus konstatiert Ashley, das wesentlichste Merkmal der Moderne sei, dass sie die Welt in solcherlei Dichotomien presse: Es scheine, als bestünde die Welt aus binären Oppositionen, die normativ zu Gunsten einer Seite aufgelöst würden. Die Frage nach der Differenz selbst bleibe dabei notwendig ausgeblendet; dass und wie diese »antihistorische Schließung« im Diskurs bzw. des Diskurses zu Stande komme, dürfe nicht hinterfragt werden, um die absolute Position des sich als rational verstehenden Menschen als entscheidende Instanz beim Setzen von Differenzen nicht zu unterminieren.¹³³

Eine Kritik an dichotomisierender und normativ wertender Differenzierung als dem Grundmechanismus der Konstruktion von Bedeutung ist auch über Ashley hinaus ein in poststrukturalistischen Theorien der Internationalen Beziehungen häufig vorzufindendes Argument. In der darauf aufbauenden empirischen Forschung scheint es einen Hang zu geben, besonders negative Momente solcher Abgrenzungen zu betonen, was sich in Begriffen wie »War«, »Enemy« oder »Danger« niederschlägt.¹³⁴ So beschreibt David Campbell die Konstruktion US-amerikanischer Identität als ausgrenzende, »Gefahren« konstruierende Perzeption außerstaatlicher Vorgänge. Nach Cynthia Weber haben Diskurse um Interventionen Teil an der Produktion und Stabilisierung von Begriffen wie Staat und Souveränität, indem sie eine internationale Gemeinschaft zum Urteilen nötigen, eine souveräne Autorität im Zielstaat schaffen und die Grenze zwischen Souveränität und Intervention – und damit den Staat – festigen. Roxanne Doty beschreibt an den Beispielen USA/Philippinen und Großbritannien/Kenia die Konstruktion westlicher bzw. industriestaatlicher Identität durch abwertende und ausgrenzende Repräsentationen nichtwestlicher bzw. südlicher Staaten, Regionen und Menschen. Bei Vivienne Jabri schließlich wird Gewalt zum konstitutiven Element kollektiver Identität und zur Grundlage moderner Staatlichkeit.¹³⁵ Ob Differenzierung tatsächlich in allen Fällen, wie es poststrukturalistische Ansätze häufig suggerieren, in einer Art Gut-Böse-Schema enden muss, sei hier zunächst noch dahingestellt. Dass sich Differenzierung allerdings als ein zentraler Modus der Konstruktion von Bedeutung verstehen lässt, mit der nicht zuletzt auch gängige politische und soziale Ordnungsschemata wie Staaten und Staatensysteme konstruiert werden, soll gleichwohl festgehalten werden.

Poststrukturalistische Ansätze unterscheiden sich, dies sei abschließend angemerkt, auch in ihrer wissenschaftstheoretischen Grundhaltung von zu-

133 Ashley 1989, S. 261-262, 268-271, 298-308.

134 Ashley 1989, S. 305; Campbell 1998, S. 8 und 13.

135 Campbell 1998; Weber 1995; Doty 1996; Jabri 1996.

mindest gemäßigten konstruktivistischen Ansätzen. Letztere halten eine wie auch immer geartete, feste Grundierung wissenschaftlichen Wissens trotz der interpretativen Konstitution der sozialen Welt für möglich.¹³⁶ Radikalere konstruktivistische und poststrukturalistische Ansätze hingegen halten menschliche Erkenntnis nur innerhalb des sozialen Rahmens einer diskursiv oder sozial konstruierten Welt für denkbar, Erkenntnis unterliegt hier vollständig sozialen und historischen Prozessen und Bedingungen. Ashley hat in diesem Zusammenhang mit seiner Kritik am modernen Vernunftmenschen, der sich als Quelle von Wahrheit und Bedeutung in den Mittelpunkt der Welt setze und damit seine eigene Sozialität und Historizität ignoriere, exemplarische Überlegungen angestellt.¹³⁷

Wissenschaftlicher Erkenntnis bleibt von einem solchen Standpunkt aus keinerlei Raum außerhalb sozialer und historischer Verhältnisse und Gegebenheiten. Diese Annahme macht es einerseits schwer, empirische Forschung zu betreiben, ist andererseits aber eine logische Konsequenz der Annahme, die Welt sei ein vom Menschen konstruiertes und den Menschen konstruierendes Bedeutungskontinuum. Wissenschaft kann aus dieser Sicht keinen übergeordneten Standpunkt einnehmen, sondern sie ist selbst konstruiert und Teil beständiger Konstruktionsprozesse. Dies gilt in letzter Konsequenz und in aller Bescheidenheit auch für meine eigene Untersuchung.

1.2.2 Theorien internationaler Beziehungen und Kultur

Will man Außenkulturpolitik analysieren, so sind nichtrationalistische Ansätze dank ihrer Offenheit gegenüber kulturellen Faktoren zielführender. Insbesondere poststrukturalistische Ansätze versprechen darüber hinaus, aufgrund ihrer Betonung von Differenzierungsprozessen den Zusammenhang von Nationalstaatlichkeit und Kultur genauer beleuchten zu können, als dies für die anderen Theoriegruppen gilt. Beide Vermutungen wären genauer zu untersuchen. Die Ausführungen des vorangegangenen Unterkapitels enthalten allerdings noch keinerlei Aussagen zu Außenkulturpolitik und Kultur in den internationalen Beziehungen. Es gilt deshalb in diesem Unterkapitel, jene beiden Themenfelder genauer in den Blick zu nehmen und alle fünf beschriebenen Theorien hinsichtlich ihrer Erklärungskraft für diese besondere Form der Außenpolitik und der internationalen Politik zu befragen.

Außenkulturpolitik wurde in der politikwissenschaftlichen Disziplin der Internationalen Beziehungen bislang nur in geringem Umfang empirisch und fast überhaupt nicht theoretisch erfasst. Es bleibt deshalb lediglich ein Weg, einen möglichen Erkenntnisfortschritt aus den Theorien der Internationalen Beziehungen zumindest indirekt abzuleiten: Es kann nach der grundsätzlichen Möglichkeit gefragt werden, Außenkulturpolitik mit der Hilfe be-

136 Checkel 1998, S. 327. Vgl. dazu auch Debrix 2003; Wendt 1995, S. 75; Wendt 1999, S. 90.

137 Ashley 1989.

stimmter Grundannahmen der wichtigsten Theorieansätze zu analysieren. Insbesondere lässt sich nach der Rolle und den Bedeutungen fragen, die der Kulturbegriff fernab seines außenpolitischen und außenkulturpolitischen Gebrauchs in bestimmten Theoriekontexten hat. Ich werde im Folgenden beides tun und mich dabei an den Ausführungen des vorangehenden Unterkapitels orientieren.

Als problematisch erweist sich der Versuch, Außenkulturpolitik mit neo-realistischem Instrumentarium erklären zu wollen. Dies ist in allererster Linie auf dessen Auffassung von Relevanz und relevanten Faktoren zurückzuführen. So wird Kultur hier, übereinstimmend mit einer breiten Tradition westlichen Denkens, innerhalb der Staaten verortet – ein Ort, der aber aufgrund des neorealistischen Interesses an übergeordneten, strukturellen Prozessen keine systematische Berücksichtigung findet.¹³⁸ Gerade weil es dem Neorealismus darum geht, das große Ganze zu erklären, konzentriert sich er sich notwendig auf Faktoren, denen eine große Wirkmächtigkeit zugeschrieben werden kann: Große Staaten hält er für wichtiger als kleine und die Zwänge des Systems für wichtiger als nichtstrukturelle Handlungsspielräume einzelstaatlicher Außenpolitik. Daraus folgt notwendigerweise eine Konzentration auf diejenigen Politikbereiche und Aspekte, die vorrangig oder ausschließlich für die Struktur des internationalen Systems als prägend erachtet werden: Dies ist für wohl alle Neorealisten militärische Macht,¹³⁹ daneben werden auch Faktoren wie Größe der Bevölkerung und des Territoriums,¹⁴⁰ Ressourcen, politische Stabilität und Kompetenz,¹⁴¹ auf Macht basierendes Prestige¹⁴² oder sehr häufig auch ökonomische Macht¹⁴³ genannt. Außenkulturpolitik hat, vom besonderen Problem der schwierigen Evaluierbarkeit ihrer Ergebnisse ganz abgesehen, für Neorealisten nicht annähernd die Wirkmächtigkeit, die den oben genannten Aspekten auf der anderen Seite gemeinhin zugeschrieben wird.

Eng mit der Relevanzfrage hängt die strikte Trennung von Außenpolitikanalyse und Analyse des internationalen Systems zusammen. Der Neorealismus unterscheidet das internationale System auf der einen Seite, das beschrieben und erklärt werden könne, von Außenpolitik auf der anderen Seite als die je einzelstaatliche Reaktion auf Zwänge und Einflüsse des internatio-

138 Fischer 2006, S. 45-46; Jepperson/Wendt/Katzenstein 1996, S. 43. Vgl. dazu auch Jahn 2000; Jahn 2003; Walker 1990, S. 9-10; Walker 1984; Walker 1993, S. 61-64.

139 Waltz 1979, S. 131; Gilpin 1981, S. 9; Mearsheimer 2001, S. 30; Layne 1993, S. 15; indirekt wohl auch bei Walt 1987, S. 21.

140 Waltz 1979, S. 131; Gilpin 1981, S. 9-10.

141 Alle drei bei Waltz 1979, S. 131.

142 Gilpin 1981, S. 29.

143 Waltz 1979, S. 131; Krasner 1976, S. 317; Gilpin 1986, S. 308-312.

nenal Systems.¹⁴⁴ Diese Unterscheidung verschiedener Analyseebenen hat Folgen für die Aussagereichweite neorealistischer Analysen: Nicht nur für Waltz liegen Außenpolitik und das konkrete, einzelfallbezogene Handeln von Staaten außerhalb dessen, was von einer Theorie der internationalen Politik erfasst werden kann.¹⁴⁵ Für eine Analyse von Außenkulturpolitik bringt dies beträchtliche Schwierigkeiten mit sich. Dieses Politikfeld ist einerseits der Außenpolitik zuzuordnen und kann aus neorealistischer Perspektive aufgrund seiner verschwindend geringen systemischen Relevanz nicht im Hinblick auf mögliche strukturelle Auswirkungen untersucht werden. Zugleich aber lässt sich Außenkulturpolitik kaum auf bloße Außenpolitik beschränken, will man ihre konstitutive Performanz gerade auch für die zwischenstaatlichen und internationalen Beziehungen explizieren und analysieren. Ohne eine Vorstellung staatenübergreifender Relevanz und Funktion von Kultur fände kultureller Austausch nicht statt. Hier erweist sich die strikte Trennung von Außenpolitikanalyse und Analyse des internationalen Systems als unhaltbar, der damit zusammenhängende reduzierte Theoriebegriff als unbrauchbar.

Nicht zuletzt findet die Interpretationsbedürftigkeit der sozialen und damit der internationalen Wirklichkeit in der realistischen Theorie keinen Platz. Obgleich etwa Waltz seine eigene Theorie bewusst als abstrakte Konstruktion konzipiert, sie also als Interpretation verstanden werden könnte, bleiben Kommunikation zwischen Akteuren und gegenseitige Interpretationsnotwendigkeiten weitgehend ausgeblendet – und wenn er sie berücksichtigt, erfahren sie lediglich eine negative Wertung als intervenierende Variablen mit möglicherweise verfälschender Wirkung.¹⁴⁶ Da Außenkulturpolitik aber eine bestimmte Rezeption der gesendeten Kultur beim Empfängerstaat und der Empfänger-gesellschaft voraussetzt, muss Forschung zu dieser Form von Politik ein Konzept zum Verständnis zwischenstaatlicher und zwischen-gesellschaftlicher Interpretation und Kommunikation und insbesondere zum Verständnis der konstitutiven Wirkung beider entwickeln. Dies ist mit dem neorealistischen Begriffsinstrumentarium nicht möglich.

Darüber hinaus ist es für eine Analyse von Außenkulturpolitik banalerweise überhaupt unabdingbar, einen Begriff von Kultur zu haben. Kultur als Mittel und Gegenstand ist ein etablierter Aspekt der internationalen Beziehungen, der als solcher verstanden werden muss – und mit ihm die Konstitutionsbedingungen, die ihn hervorbringen. Ein in diesem Sinne enger Kultur-

144 Vgl. zu Analyseebenen in der traditionellen IB-Forschung Waltz 1959; Singer 1961.

145 Waltz 1979, S. 71.

146 Vgl. beispielhaft Waltz 1979, S. 138 und 168. Auch Stephen Walt, der in seinem Konzept des Balance of Threat Kommunikation und Interpretation vergleichsweise stark zu berücksichtigen scheint, kennt Kommunikation letztlich doch nur als gelungene oder gescheiterte, Interpretation nur als richtige oder falsche im Hinblick auf die Wahl der richtigen Strategie; Walt 1987, S. 28.

begriff muss seine Konstitutionsbedingungen mit erfassen. Der Neorealismus allerdings verfügt nicht über einen solchen. Zwar findet sich mit Waltz' Sozialisationsbegriff ein Konzept, das durchaus als vermittelnde Instanz zwischen Units und Struktur und damit als gesellschaftlicher und kontingenter Faktor verstanden werden könnte.¹⁴⁷ Gegen eine solche Interpretation spricht allerdings die recht rigide Relevanzauffassung, auf die ich schon eingegangen bin. Und selbst wenn man dies außer Acht ließe, wäre der Nutzen, würde man Waltz' Sozialisation als kulturell interpretieren wollen, beschränkt: Allenfalls ein sehr weiter Kulturbegriff (Kultur als jeglicher Ausdruck von Gesellschaftlichkeit) ließe sich auf diese Weise gewinnen, keinesfalls aber ein enger Kulturbegriff, der Kultur als Mittel und Gegenstand von Außenpolitik zu verstehen erlaubte. Dies gilt auch für offensichtlichere Versuche, neorealistische Annahmen für gesellschaftliche Faktoren zu öffnen, wie sie beispielsweise von Barry Buzan/Charles Jones/Richard Little oder in gewisser Weise auch von Stephen Walt unternommen wurden.¹⁴⁸

Den Neorealismus im Rahmen einer Außenkulturpolitik-Analyse heranzuziehen, ist folglich angesichts seiner Grundannahmen nur unter Inkaufnahme umfangreicher Anpassungen und Modifikationen denkbar. Einen solchen kreativen Versuch haben Volker Rittberger/Verena Andrei unternommen. Sie argumentieren, dass Außenkulturpolitik aus neorealistischer Sicht dann attraktiv sein könne, wenn Staaten in bestimmten Konstellationen an einer Steigerung des eigenen Einflusses bei gleichzeitiger Akzeptanz von Autonomieverlusten interessiert seien.¹⁴⁹ Allerdings muss ein solcher Versuch notwendig offenlassen, weshalb gerade Kultur sich als Mittel zur Einfluss-Steigerung eignen soll. Dies scheint mir eine grundlegende Vorannahme ihres Modells zu sein, die sich aus neorealistischen Überlegungen nicht ableiten lässt und diesen darüber hinaus sogar fundamental widerspricht: Kultur spielt im Neorealismus nicht nur keine Rolle, sondern wird als außenpolitisches Instrument in keiner Weise mit politischen Prozessen verknüpft.

Der rationalistische Institutionalismus offenbart vergleichbar gravierende Schwächen wie der Neorealismus. Abgesehen davon, dass er aufgrund seiner rationalistischen Grundhaltung entweder keinen Begriff von Kultur haben oder aber dieser keine unabhängige Relevanz zukommen lassen kann,¹⁵⁰ vermag er auch zum Verständnis von Außenkulturpolitik keinen substantiellen Beitrag zu leisten. Zwar wäre es im Grundsatz durchaus denkbar, Außenkulturpolitik als eine Vielzahl an Institutionen oder Regimen

147 Waltz 1979, S. 75-77.

148 Buzan/Jones/Little 1993. Stephen Walt's Konzept der Balance of Threat wirft notwendig die Frage nach der Perzeption von Bedrohungen auf, weshalb er konsequenterweise auch Aspekte wie Ideologie, Solidarität, inhaltliche Einflussnahme analysiert; Walt 1987, insbesondere S. 33-49.

149 Rittberger/Andrei 2005, S. 32-37. Vgl. dazu auch Andrei 2008, S. 34-36.

150 Fischer 2006, S. 40-41.

zu konzipieren, mit deren Hilfe Staaten ihre Interaktionen koordinieren und einen kollektiven Nutzen erzielen, der durch individuelles Handeln nicht zu erzielen wäre. Auch könnte diese Vielzahl an Institutionen und Regimen als Konglomerat kultureller Gegebenheiten verstanden und als Kultur bezeichnet werden. Die Annahme rationaler Akteure setzt dabei allerdings zweierlei voraus: Zum Ersten müsste aus der Kooperation im Kulturbereich ein tatsächlicher Nutzen resultieren, die bloße Hoffnung auf eine aus ihr folgende profitable Kooperation in einem außerkulturellen Bereich im Sinne eines »shadow of the future« oder eines »issue linkage« genügt nicht. Würde eine solche Hoffnung auf eine zukünftige Kooperation alleine nämlich genügen, so wäre jede beliebige Kooperation möglich; Kultur hätte dann keinerlei spezifische Bedeutung mehr. Zum Zweiten ist es notwendig, dass die beteiligten Akteure einen gemeinsamen Kulturbegriff und eine gemeinsame Idee seiner Relevanz haben, da andernfalls eine Seite die kulturelle Kooperation verweigern würde. Folgte man aber beiden Voraussetzungen, so würde der Kulturbegriff entweder sehr stark eingeschränkt auf jene Bereiche, die tatsächlich im nichtkulturellen Sinne profitabel nutzbar sind, was der Empirie widerspräche, oder aber die Relevanz von Kultur müsste als apriorisch gegenüber der Kooperation behauptet werden. Ihre Genese würde dann ebenso wenig hinterfragt wie ihre Eignung als politisches Instrument; Kultur würde als außenpolitisch relevant konstatiert, ohne dies zu begründen oder zu belegen. Dies entspricht durchaus einer rationalistischen Konzeption, die notwendig interpretative Prozesse sozialer Gruppenbildung durch Kultur als irrational und irrelevant ausblenden muss. Der rationalistisch-institutionalistische Versuch, Kultur als Mittel von Außenpolitik oder von internationaler Politik zu erklären, erweist sich damit allerdings als wenig überzeugend.

Unterlässt man es aber, Kultur unhinterfragt als relevant zu behaupten, so verbliebe als denkbare Motiv für internationale kulturelle Kooperation lediglich noch die Steigerung des eigenen Einflusses im Ausland. Dies wäre auf den ersten Blick durchaus mit rationalistischen Annahmen vereinbar – und zwar nicht nur mit jenen des rationalistischen Institutionalismus, sondern in einem gewissen Umfang durchaus auch mit jenen des Neorealismus. Gleichwohl ist auch eine solche Annahme höchst problematisch, wie ich oben am Beispiel des Versuchs Rittbergers/Andreis aufgezeigt habe, den Neorealismus für eine Außenkulturpolitik-Analyse fruchtbar zu machen. Ich will dies im Folgenden an einem in der jüngeren Debatte um Außenkulturpolitik und Public Diplomacy vergleichsweise breit diskutierten, theoretisch eher in institutionalistischem und rationalistischem Kontext zu verortenden Beispiel noch vertiefen: Gemeint ist Joseph Nyes halb programmatischer, halb analytischer Vorschlag einer stärkeren Berücksichtigung von außenpolitischer »Soft Power«.

Nye empfiehlt der US-Außenpolitik, »Soft Power« stärker als Mittel einzusetzen, um außenpolitische Ziele zu erreichen. Diejenigen politischen Maßnahmen, die ich als Außenkulturpolitik bezeichne, lassen sich ohne

weiteres als Teilbereich von »Public Diplomacy« dieser Soft Power zuzuordnen:

»But sometimes you can get the outcomes you want without tangible threats or pay-offs. The indirect way to get what you want has sometimes been called »the second face of power.« A country may obtain the outcomes it wants in world politics because other countries – admiring its values, emulating its example, aspiring to its level of prosperity and openness – want to follow it. In this sense, it is also important to set the agenda and attract others in world politics, and not only to force them to change by threatening military force or economic sanctions. This soft power – getting others to want the outcomes that you want – co-opts people rather than coerces them.«¹⁵¹

Nyes grundlegende Annahme ist, dass sich andere Staaten aufgrund kultureller und sozialer Wertschätzung des Soft Power nutzenden Staates zu gewünschten Verhaltensweisen animieren lassen. Er stellt dabei der »Hard Power«, etwa militärischem Handeln, weiche Machtfaktoren als Mittel zur Durchsetzung eigener Interessen gegenüber. Dabei konzipiert Nye Soft Power einsetzende Staaten, hier die USA, als rationale Akteure: Exogen gegebene Interessen werden rational verfolgt – nur eben mit einem politischen Maßnahmenbündel, das sich in Militär und Ökonomie nicht erschöpft. Dies entspricht einer außenpolitischen Instrumentalisierung nicht nur, aber eben auch kultureller Ressourcen.¹⁵²

Eine solche Sichtweise verstrickt sich jedoch notwendig in Aporien. Soft Power einzusetzen, wie es Nye vorschlägt, setzt einen strategisch und rational handelnden Staat voraus, der erkennt, dass sich über Soft Power indirekt politische Ziele erreichen lassen. Nun wäre freilich konsequenterweise davon auszugehen, dass andere Staaten, auf die Soft Power zielt, gleichfalls rationale, nutzenmaximierende Akteure sind. Es ist deshalb nicht schlüssig anzunehmen, dass diese nicht in der Lage wären, den strategischen Einsatz von Soft Power zu durchschauen und sich ihm zu widersetzen, so wie sie sich höchstwahrscheinlich auch dem Einsatz von Hard Power widersetzen würden. Zudem wäre davon auszugehen, dass diese auch umgekehrt Soft Power einsetzen, um eigene Ziele gegenüber den USA zu verfolgen – die sich als rational und strategisch handelnder Staat dank der Einsicht in die Wirkung von Soft Power gleichfalls zu wehren wüssten. Soft Power als In-

151 Nye 2004, S. 5.

152 Diese Sichtweise unterscheidet sich nicht von den gängigen Formulierungen, mit denen man zumindest in westlichen Staaten Außenkulturpolitik begründet und rechtfertigt. So wird in der Wissenschaft wie auch in der tagespolitischen »Praxis« oft davon ausgegangen, dass Außenkulturpolitik einen Beitrag zur internationalen Verständigung, zum Frieden oder zum internationalen Handel leiste, also den hinter diesen Zielen stehenden Interessen diene. Vgl. beispielhaft Emge 1967, S. 50-52, 110, 124-125; Mitchell 1986, S. 12-21; Bauer 2003, S. 139-140; Ruf 1973, S. 16; Wyszomirski 2003; Ehrhart 2006; Iriye 1997.

strument der Einflussnahme müsste folglich wirkungslos verpuffen, sobald sie von zwei rationalen Akteuren mit exogen festgelegten Interessen strategisch gegeneinander eingesetzt wird.

Dieser Widerspruch lässt sich nur auf zweierlei Weisen auflösen: Entweder man konzipiert alle Staaten mit Ausnahme der Nyeschen Soft-Power-Macht USA als irrational, dumm oder hoffnungslos altruistisch. Oder aber, und dies scheint mir die weitaus plausiblere Lösung zu sein, man anerkennt die konstitutive und soziale Bedeutung, die Soft Power (und damit auch Außenkulturpolitik) ganz offensichtlich gerade auch für die Konstitution von Interessen und Identitäten wie auch für das außenkulturpolitische Kulturverständnis hat. Die Konsequenz dessen wäre allerdings, dass sich Soft Power nicht einfach theoretisch behaupten ließe, sondern vielmehr die spezifische, interpretativ konstruierte Bedeutung etwa von Kultur hinterfragt und analysiert werden müsste. Dies aber ist mit einem rationalen Akteurskonzept à la Nye nicht mehr zu vereinbaren, sondern setzt komplexere Akteursmodelle voraus, die Identitäten und Interessen nicht als der sozialen Interaktion exogen verstehen und die es erlauben, den interpretativen Charakter von Kultur zu erfassen.¹⁵³

Doch auch über bloße Akteursmodelle hinaus sind nichtrationalistische Theorieansätze der Internationalen Beziehungen vielversprechender als rationalistische, wenn es darum geht, Außenkulturpolitik als Teilbereich von Außenpolitik zu verstehen. Dafür lassen sich drei wesentliche Gründe benennen, die zugleich notwendige Dimensionen einer Außenkulturpolitik-Analyse darstellen. Zum Ersten geht Außenkulturpolitik binnenstaatlich stets mit der Frage einher, was unter Kultur zu verstehen und zu vermitteln ist, warum dies überhaupt politische und soziale Relevanz hat und – damit zusammenhängend – welches kulturelle Selbstverständnis ein Staat entwickelt und vermittelt. Das Bedürfnis der Staaten nach kultureller Repräsentation gegenüber anderen Staaten und Gesellschaften bedingt ein solches inneres Kultur- und Selbstverständnis; zugleich ist dieses eng mit der Frage verbunden, was im Internationalen überhaupt als Kultur interpretierbar ist. Hier liegt eine komplexe Gemengelage aus sozial relativ abgesicherten Bedeutungszuschreibungen und Interpretationen vor, die sich nicht auf die bloße außenpolitische Instrumentalisierung einer mit rationalistischen Ansätzen nur unzureichend erfassbaren, abstrakten Kultur reduzieren lässt.

Zum Zweiten gilt es, das Bedürfnis der modernen Staaten zu erfassen, sich nach außen kulturell zu repräsentieren. Dieses Bedürfnis ist Grundbedingung dafür, dass es überhaupt Außenkulturpolitik geben kann. Zugleich ist es ohne die Existenz anderer Staaten nicht denkbar, denen gegenüber sich ein Staat repräsentiert. Repräsentation setzt dabei nicht nur zu Repräsentierendes, sondern auch eine Zielgruppe sowie intersubjektive Modi der Reprä-

153 Zumindest indirekt scheint Nye die genannten Widersprüche auf diese Weise auflösen zu wollen, wenn er betont, dass »Public Diplomacy« sowohl reden als auch zuhören verlange. Nye 2004, S. 111.

sensation voraus. Alle drei Aspekte – Repräsentiertes, Publikum und Repräsentationsmodi – entspringen sozialen Situationen, in denen staatliche Akteure sich selbst und andere wahrnehmen, interpretieren, Bedeutungen zuschreiben, aufeinander reagieren. Ein kulturelles Repräsentationsbedürfnis kann der interpretativen Wahrnehmung von anderen und durch andere also nicht exogen sein bzw. vorausgehen. Sehr viel mehr, als dass im Akt der Repräsentation durch Außenkulturpolitik im rational-neoinstitutionalistischen Sinne Institutionen geschaffen werden, konstituieren sich außenkulturpolitische Institutionen und staatliche Akteure in diesem Akt gegenseitig und selbst.

Zum Dritten schließlich spielt in diesem Prozess wechselseitiger Konstitution ein spezifisches Verständnis von Kultur eine zentrale Rolle. Es hat sich, und hier sei es mir erlaubt, späteren Ausführungen in simplifizierender Weise vorzugreifen, spätestens im 20. Jahrhundert eine gewisse Tendenz entwickelt, außenkulturpolitische Maßnahmen als freundliche oder zumindest nicht aggressive Akte zu interpretieren.¹⁵⁴ Diese Tendenz ist selbstredend keine absolute. Gleichwohl wäre über eine rein funktionalistische oder rationalistische Analyse von Außenkulturpolitik hinaus zu klären, warum dies gerade für diejenigen außenpolitischen Maßnahmen gilt, die nicht nur im deutschen Sprachraum als »kulturell« bezeichnet werden. Im Detail wäre aufzuzeigen, worin genau der Unterschied beispielsweise zwischen einer Kunstaussstellung, einem Jugendaustauschprogramm oder von Sprachkursangeboten einerseits und Handelsabkommen oder dem Austausch von Militärtechnologie andererseits besteht.

Es ist angesichts der Schwächen neorealistic und rationalistischer Theorien zu prüfen, ob auf der anderen Seite soziologisch-institutionalistische oder konstruktivistische Theorien die Forschung zu Außenkulturpolitik gerade im Hinblick auf die drei genannten Dimensionen einer Außenkulturpolitik-Analyse weiterführen können. Hierzu liegt ein genauerer Blick auf den Kulturbegriff dieser beiden Denkschulen nahe. Wie in den Sozial- und Geisteswissenschaften überhaupt, so wird Kultur auch in denjenigen Theorien der Internationalen Beziehungen, die sich diesem Begriff öffnen, sehr uneinheitlich gefasst. Gleichwohl lassen sich in der jüngeren Forschung grundsätzlich drei Verständnisse unterscheiden:

- Kultur wird erstens häufig als ein Universum an Bedeutungen aufgefasst, das Handlungen und Objekte überhaupt erst verstehbar macht. Diese Bedeutungen unterliegen einem beständigen kollektiven Aushandlungsprozess, der in letzter Konsequenz das Soziale überhaupt erst konstituiert.
- Zweitens wird Kultur oft verstanden als Komplex aus Werten, Normen und Präferenzen. Aus dieser Perspektive stellt sie den Menschen Leitlinien des Handelns und des Bewertens zur Verfügung; dieses Verständnis

154 Vgl. die Kapitel in Teil III dieser Untersuchung.

ist wohl das in der neueren Forschung zu Außenpolitik und internationaler Politik am häufigsten vorzufindende.

- Zum Dritten schließlich wird Kultur in den Internationalen Beziehungen häufig als Repertoire an Handlungsstilen und Strategien verstanden, das den Akteuren Möglichkeiten des Handelns und des Zieleverfolgens zur Verfügung stellt.¹⁵⁵ Diese dritte Auffassung dürfte noch am ehesten in der Tradition älterer Forschungsansätze stehen, die außenpolitische Handlungsmuster, Überzeugungssysteme oder Rollenkonzepte untersuchten.¹⁵⁶

Allen diesen Ansätzen ist gemein, dass der Kulturbegriff in irgendeiner Form zwischen den Akteuren und einer akteursübergreifenden Ebene vermitteln soll. Der Unterschied zwischen konstruktivistischen Herangehensweisen einerseits, soziologisch-institutionalistischen Herangehensweisen andererseits mag hierbei graduell sein: Letztere betonen stärker als erstere den Konstitutionscharakter, den Kultur für Akteure hat, zugleich unterstreichen sie ihren strukturellen Charakter. Damit fallen Institution, Struktur und Kultur weitgehend zusammen; durch einen sehr weiten, eben kulturellen Institutionenbegriff wird bestimmt, was Struktur ausmacht.¹⁵⁷

Der Konstruktivismus hingegen betont stärker die wechselseitige Konstitution von Strukturen und Akteuren, wie ich schon im vorhergehenden Unterkapitel ausgeführt habe. Kultur rückt damit als mögliches Analysekonzept oder Erklärungsmuster für je spezifische Akteur-Struktur-Konstellationen in den Blick. Gleichwohl liegt ein einheitliches Kulturkonzept nicht vor. Führt man sich vor Augen, dass dieser Begriff in allen Geistes- und Sozialwissenschaften wie auch überhaupt im westlichen Denken vieldeutig und unklar ist, so überrascht dies nicht. Die Uneinheitlichkeit des Kulturbegriffs spricht nun zwar nicht notwendig dagegen, ihn in der Analyse von Außenpolitik und internationaler Politik zu berücksichtigen.¹⁵⁸ Allerdings scheint er besonders in den konstruktivistischen Theorien internationaler Beziehungen eine Art »Passepartout«-Funktion zu erfüllen, die hochgradig fragwürdig ist.¹⁵⁹ Beispielhaft sei dies an den folgenden Ausführungen Wendts aufgezeigt:

»Culture takes many specific forms, including norms, rules, institutions, ideologies, organizations, threat-systems, and so on, but the discussion below concentrates on what they have in common as cultural forms.«¹⁶⁰

155 Zu allen drei Punkten Hudson 1997, S. 6-9; Jetschke/Liese 1998, S. 151-152; Jetschke/Liese 1999, S. 290-291.

156 Zu diesen traditionellen Ansätzen allgemein Hudson 1999, S. 768-770.

157 Finnemore 1996b, S. 327; Hall/Taylor 1996, S. 948.

158 Walker 1990, S. 4-5.

159 Jetschke/Liese 1998, S. 151; Hudson 1997, S. 2; Walker 1990, S. 8.

160 Wendt 1999, S. 141.

Diese Aufzählung wäre fast beliebig erweiterbar, häufig werden etwa auch Ideen, Interessen oder Werte als kulturelle Bestandteile genannt.¹⁶¹ Doch was genau nun unter Kultur subsumiert wird, ist an dieser Stelle weniger wichtig als die Tatsache, dass Kultur überhaupt in dieser Weise konzipiert wird und dabei die Vorstellung intersubjektiver Verbindlichkeit transportiert. Hier scheinen ansonsten sehr heterogene Ansätze eine Art kleinsten gemeinsamen begrifflichen Nenner gefunden zu haben. Theoriegeschichtlich wurde der Kulturbegriff damit zum wichtigsten Bezugspunkt nicht nur, aber eben auch und gerade der sehr breit angelegten konstruktivistischen und soziologisch-institutionalistischen Ansätze in den Internationalen Beziehungen.¹⁶²

Problematisch ist an dieser subsumierenden Definition zahlreicher Phänomene als Kultur, dass die umfassenden, fast unbegrenzten und nicht systematisierten Verwendungsweisen des Begriffs diesen für eine Analyse von Außenkulturpolitik weitgehend unbrauchbar machen. Dabei ist die Feststellung zunächst banal, dass es eines sehr viel engeren Kulturbegriffes bedarf, als diese Ansätze zur Verfügung stellen. Außenkulturpolitikforschung muss verstehen können, weshalb beispielsweise Ballettgruppen, Fußballmannschaften, Wissenschaftler(innen) oder Schüler(innen) zwischen Staaten ausgetauscht werden. Da konstruktivistische und soziologisch-institutionalistische Kulturbegriffe nun aber vorwiegend daran interessiert sind, politisches Handeln zu verstehen, eignen sie sich kaum, auch die Objekte dieses Handelns adäquat zu erfassen. Zwar sind beide derart breit angelegt, dass sie eigentlich auch die genannten außenkulturpolitischen Objekte umfassen können, ihre Erklärungskraft ist damit aber gering. Was genau die Relevanz und die spezifische Bedeutung dessen ausmacht, was im Rahmen von Außenkulturpolitik als Kultur bezeichnet wird, vermögen sie nicht zu klären.

Außenkulturpolitik gerät damit fast notwendig aus dem Blickfeld. Problematisch ist allerdings nicht nur, dass der Kulturbegriff in den neueren Theorien der Internationalen Beziehungen für eine Außenkulturpolitik-Analyse viel zu breit angelegt und durch ein völlig anderes Erkenntnisinteresse geprägt ist, sondern auch, dass mit ihm traditionelle Unterscheidungen des Objektbereichs in verschiedene Analyseebenen reproduziert werden, die man doch eigentlich zu überwinden angetreten war.¹⁶³ Gemeint ist die recht strikte, insbesondere für den Neorealismus wichtige und typische Unterscheidung in Staatenebene und Systemebene bzw. in Außenpolitik und internationale Politik, die die Zusammenhänge und wechselseitigen Konstitutionsverhältnisse zwischen beiden ignoriert.

161 Wendt 1992, S. 397-398; Wendt 1999, S. 92-139; Roscher 2004; Ulbert 1997, S. 15-16. Vgl. dazu auch S. 60 dieser Untersuchung.

162 Vgl. Roscher 2004, S. 234-235.

163 Vgl. zu Analyseebenen in der traditionellen IB-Forschung Waltz 1959; Singer 1961. Vgl. zur Ontologisierung der Analyseebenen bei Waltz und Singer Bartelson 1998, S. 300-301.

In der neueren konstruktivistischen Forschung reproduziert sich diese Denkweise, indem ein Teil der Arbeiten explizit auf Einzelstaaten zielt; Kultur wird hier im Sinne eines Kollektivs als Kultur des jeweils untersuchten Staates verstanden. Das Erkenntnisinteresse liegt damit auf der Heterogenität zwischen Staaten, ohne dass die vermeintliche Homogenität innerhalb der Staaten kritisch hinterfragt würde. Andere Arbeiten setzen auf der Ebene des internationalen Systems an. Insbesondere der soziologische Institutionalismus, aber auch Teile des Konstruktivismus interessieren sich hier vorwiegend für die Isomorphie von Staaten und für deren gleichförmige Handlungsweisen und Institutionalisierungen, die auf eine mehr oder weniger einheitliche globale Kultur, etwa in Form von Normen oder Regeln, zurückgeführt werden. Solche Ansätze, die Kultur eher als Lebensweise in den Blick nehmen, sie allerdings auf globaler Ebene verorten, betonen damit die Homogenität zwischen Staaten.¹⁶⁴

Die Frage, ob und auf welche Weise sich Staaten und Staatensystem wechselseitig konstituieren, bleibt bei solchen Vorannahmen völlig ausgeblendet. Genau dies war aber, wie ich im vorangegangenen Kapitel dargestellt habe, ursprüngliches Erkenntnisziel zumindest der konstruktivistischen Ansätze gewesen. Hier zeigt sich, dass das, was ich oben im Hinblick auf Normen und Ideen ausgeführt habe, auch und gerade für Kultur gilt: Sie wird zwar grundsätzlich als sozial konstruiert behauptet, in der Analyse selbst aber wieder als gegeben und nicht hinterfragbar behandelt. Sie wird in einer Weise untersucht, die es verunmöglicht, internationale Politik als komplexes interpretatives Phänomen in den Blick zu nehmen. Das primäre Erkenntnisinteresse gilt hier vielmehr der vergleichsweise direkten Wirkung von Kultur auf das Verhalten oder das Interpretieren von Akteuren, sei es auf nationaler oder auf internationaler Ebene. Soziale Phänomene – Staaten, Staatensystem, Analyseebenen oder Kultur – werden auch hier als letztlich in der realen Welt objektiv verankert postuliert oder aber so behandelt, »als ob« sie es wären. Obgleich »eigentlich« als sozial und interpretativ konstruiert verstanden, werden sie so der wissenschaftlichen Analyse enthoben und vorausgesetzt. Die soziale Welt als interpretativ konstruierte gerät zumindest teilweise aus dem Blick; der Konstruktionscharakter und die historische Kontingenz von Konzepten wie Staaten, Staatensystem oder Kultur kann so nicht mehr angemessen berücksichtigt werden.

Damit zeigt sich, dass nicht nur der Neorealismus und der rationalistische Institutionalismus, sondern auch der soziologische Institutionalismus und der Konstruktivismus für eine Analyse von Außenkulturpolitik ungeeignet sind. Die Analyse von Außenkulturpolitik setzt nicht nur einen sehr viel engeren Kulturbegriff voraus, als es der Passepartout-Kulturbegriff der

164 Jetschke/Liese 1999, S. 288-290. Vgl. beispielhaft für Arbeiten des ersten Typs Ulbert 1997; Fischer 2006; für Arbeiten des zweiten Typs Finnemore 1996a, S. 3-5; Klotz 1995. Vgl. theoretisch und ideengeschichtlich dazu Walker 1984, S. 196-202.

beiden letztgenannten Theoriegruppen darstellt. Sie benötigt vielmehr auch einen Kulturbegriff, der die spezifische Situierung von Außenkulturpolitik jenseits der Dichotomie von einzelstaatlicher und internationaler Ebene zu erfassen vermag. Die beiden oben beschriebenen Forschungsstrategien, entweder nach Homogenität auf der internationalen Ebene oder nach Heterogenität zwischen den Einzelstaaten zu suchen, führen hierbei nicht weiter: Außenkulturpolitik lässt sich auf keiner der beiden Ebenen vollständig erfassen. Versuchte man etwa, eine internationale »Kultur« des gegenseitigen kulturellen Austauschs zu beschreiben, so bliebe notwendig die Frage offen, was das auszutauschende Kulturelle denn nun sei und in welchem Zusammenhang es mit der internationalen Kultur des Austauschs stehe. Versuchte man aber umgekehrt, das Kulturelle nur auf einzelstaatlicher Ebene zu bestimmen, so bliebe dessen Relevanz für die internationale Politik ebenso notwendig unverstanden. Eine Analyse von Außenkulturpolitik muss deshalb nicht nur einfach beide Ebenen in den Blick nehmen, sondern diese Ebenen selbst als Konstrukte auffassen, die erklärungsbedürftig sind – politische Konstrukte, zu deren Genese nicht zuletzt Außenkulturpolitik beiträgt.

Um die theoretische Aufgabe, die reziproke Konstitution von Staat und Staatensystem zu verstehen, kommt deshalb auch eine Analyse von Außenkulturpolitik nicht herum. Gerade für sie stellt sich die Frage, wie »Kultur« in einer Weise theoretisch und methodisch konzipiert werden kann, die es erlaubt, sowohl die Konstruktion von Nationalstaaten als auch deren wechselseitige Anerkennungs- und Bedingungsverhältnisse zu erfassen. Es gilt, gerade den Beitrag zu analysieren, den Kultur (in einem spezifischen, vergleichsweise eng gefassten Verständnis) zu diesen Konstruktions- und Konstitutionsprozessen zu leisten vermag.

In diesem Zusammenhang lohnt sich ein genauerer Blick auf die poststrukturalistischen Ansätze der Internationalen Beziehungen, auf die ich am Ende des vorangegangenen Unterkapitels eingegangen bin.¹⁶⁵ Gerade dadurch, dass sie den Konstruktionscharakter etwa von Ordnungsschemata wie Staat und Staatensystem in theoretischen wie auch in empirischen Analysen betonen, können sie für eine Außenkulturpolitik-Analyse zumindest im Grundsatz fruchtbar gemacht werden. Menschen bewegen sich aus poststrukturalistischer Perspektive in einer interpretativ konstruierten Welt aus Zeichen, Texten oder Bedeutungen, die sie unter Rückgriff auf veränderliche konventionalisierte Verweisungssysteme beständig reproduzieren und durch die Menschen und Staaten auch überhaupt erst zu Akteuren werden können.¹⁶⁶

165 Vgl. dazu auch die Überlegungen zum Poststrukturalismus in den IB ab S. 65 dieser Untersuchung.

166 »Writing the State« nach Weber 1995, S. 1; Ruggie 1998, S. 35; Debrix 2003; Der Derian 1989, S. 6; George 1994, S. 191-197; Weldes/Laffey 1999, S. 16. Vgl. allgemein sozialwissenschaftlich dazu Reckwitz 1999, S. 36-40.

Der wesentlichste Vorteil dieser Ansätze resultiert daraus, dass sie die Richtung weisen, in der mögliche Ausgangspunkte für eine Analyse dessen zu finden sind, was im Rahmen von Außenkulturpolitik materiell als deren Objekt dient. Gerade indem der Poststrukturalismus die Konstitution von Bedeutung auf Prozesse der Differenzierung zurückführt, vermag er genauer zu bestimmen, was Kultur im engeren Sinne als das zwischen Staaten Ausgetauschte ausmacht: Kultur wäre in sehr allgemeiner Form als dasjenige zu bestimmen, durch das sich Staaten interpretativ voneinander differenzieren und das sie nicht zuletzt im Sinne einer solchen Differenzierung zu einem Bestandteil ihrer Außenpolitik machen. Vor diesem Hintergrund lässt sich die wechselseitige Konstitution von Staaten und Staatensystem, auf Außenkulturpolitik bezogen, verstehen als wechselseitige Konstitution durch Differenzierung zwischen verschiedenen Staaten und ihren Kulturen.

Kritisch wäre allerdings zu vermerken, dass bestehende poststrukturalistische Überlegungen Differenzierung möglicherweise zu sehr auf dichotome Gut-Böse-Schemata verengen: Staaten treten empirisch zwar nicht notwendig, aber doch potentiell dem, was als Kultur anderer Staaten konstruiert wird, mit einer durchaus positiven, anerkennenden Haltung entgegen. Eine tendenziell negative Haltung gegenüber dem als anders Differenzierten, wie sie viele poststrukturalistische Ansätze unterstellen, scheint mir keine notwendige Schlussfolgerung aus der Erkenntnis zu sein, dass sich Staaten durch Differenzierung voneinander und gegenüber dem Internationalen konstituieren. Ich habe auf diesen Umstand schon im vorigen Unterkapitel hingewiesen. Es gilt, im weiteren Verlauf meiner Untersuchung einen sehr genauen Blick auf die Art und Weise zu richten, in der Staaten die Kultur anderer Staaten interpretieren.

Poststrukturalistische Ansätze können gleichwohl aufgrund ihres konsequenten Festhaltens an der Konstruiertheit von Wirklichkeit wie auch aufgrund ihrer Konzeption dieses Konstruierens als Differenzierung zumindest im Grundsatz den drei oben genannten Anforderungen einer Außenkulturpolitik-Analyse an eine Theorie Internationaler Beziehungen gerecht werden. Sie haben das Potential, verstehen zu lassen, wie und weshalb sich innerhalb von Staaten und zwischen Staaten spezifische, vergleichsweise eng begrenzte und historisch kontingente Vorstellungen dessen entwickeln, was Kultur ist. Sie haben ferner das Potential, das Bedürfnis von Staaten zu erfassen, sich außenkulturpolitisch zu repräsentieren; damit zusammenhängend versprechen sie auch, die wechselseitige Konstitution von Außenkulturpolitik und Staatlichkeit beleuchten zu können. Nicht zuletzt kann von ihnen erwartet werden, mit dem Problem zurechtzukommen, dass außenkulturpolitische Maßnahmen als freundliche oder zumindest nicht aggressive Akte interpretiert werden können, dies aber nicht müssen.

Gegenüber den rationalistischen Ansätzen der Internationalen Beziehungen, aber auch gegenüber weiten Teilen des soziologischen Institutionalismus und des Konstruktivismus haben poststrukturalistische Ansätze den Vorteil, dass sie Kultur nicht einfach voraussetzen. Sie erlauben vielmehr,

Kultur in einer Weise als Bestandteil von Staaten und Staatensystem zu kontextualisieren, die diese als vieldeutiges, unsicheres und umstrittenes Phänomen denken lässt. Kultur wird verstehbar als dasjenige, durch das und in dem sich konstitutive Differenzierungen vollziehen lassen; sie wird hierdurch der gängigen wissenschaftlichen Immunisierung und Apriorisierung entzogen. Gleichwohl kann diese Feststellung nicht mehr als ein erster Ausgangspunkt für eine detailliertere Analyse von Außenkulturpolitik sein: Zwar mag die Behauptung auf den ersten Blick als schlüssig erscheinen, Staaten differenzierten sich durch die Konstruktion von Kultur sowie durch deren außenkulturpolitischen Austausch. Dennoch ist sie zunächst einmal lediglich eine Behauptung, die einer genaueren theoretischen und methodischen Fundierung bedarf.

Um eine solche zu finden, wäre der Zusammenhang von Staat und Kultur genauer zu untersuchen. Der moderne Staat ist eben nicht nur Staat im Sinne eines administrativen Apparates, der nach innen und außen souverän auftritt und dabei das Gewaltmonopol über ein Territorium und eine Bevölkerung beansprucht. Er ist vielmehr immer auch Nationalstaat, dessen Kohäsion auf der Überzeugung einer großen Zahl an Menschen beruht, in irgendeiner Form zusammenzugehören. Dabei spielt die Überzeugung, eine gemeinsame Kultur zu haben, eine zentrale Rolle. Ein solcher Begriff der Kultur ist von der Vorstellung, eine Nation zu bilden, ebenso wenig zu trennen, wie dieser Glaube an die Nation von dem dazugehörenden Staat separiert werden kann. Auch ist er nicht zu trennen von der dichotomen Unterscheidung zwischen den Partikularismen der Nationalstaaten und dem Universalismus der Nationalstaatlichkeit, die Teile der poststrukturalistischen Forschung wiederholt kritisch hinterfragt haben, ohne allerdings tatsächlich Kultur in diesem Sinne zu analysieren.

Eine Außenkulturpolitik-Analyse, die verstehen möchte, auf welche Weise Staaten sich mittels Kultur voneinander differenzieren, kommt deshalb nicht umhin, sich denjenigen sozialwissenschaftlichen Ansätzen zuzuwenden, die genau dies in den Blick nehmen: Gemeint sind Theorien des Nationalismus und des Nationalstaats. Sie versprechen ein besseres Verständnis derjenigen interpretativen Prozesse, durch die Staaten, Nationen und Kultur in Abgrenzung zueinander konstruiert werden. Damit lässt sich mit ihrer Hilfe eine Außenkulturpolitik-Analyse genau an der Stelle weiterdenken und präzisieren, an der poststrukturalistische Theorien der Internationalen Beziehungen Fragen offen lassen.

1.2.3 Resümee

Ich habe in diesem Kapitel fünf Theorien und Ansätze der Internationalen Beziehungen analysiert, Bezug nehmend auf ihre Grundannahmen sowie die wichtigsten Theoretiker(innen). Es lassen sich grob zwei einander gegenüberstehende Theoriegruppen unterscheiden: Auf der einen Seite stehen der Neorealismus und der rationalistische Institutionalismus als Theorien mit

einem rationalistischen Akteurskonzept, auf der anderen Seite der soziologische Institutionalismus, der Sozialkonstruktivismus sowie der Poststrukturalismus als Theorien mit einem nichtrationalistischen Akteurskonzept.

Meine Fragestellung war, welchen Beitrag die fünf genannten Theorien und Ansätze für die Forschung zur Außenkulturpolitik bzw. zur Frage nach Kultur in Außenpolitik und internationaler Politik zu leisten vermögen. Dabei erwies es sich zunächst als unmöglich, eine von ihnen direkt zur Analyse heranzuziehen. Rationalistischen Theorien und Ansätzen fällt es schwer, den spezifischen Beitrag von Kultur im Rahmen von Außenkulturpolitik zu erfassen. Zwar gibt es durchaus vereinzelte neorealistische oder rationalistisch-institutionalistische Versuche, sich der Thematik zu nähern. Sie gehen aber stets entweder mit einer gravierenden Abweichung von ihren eigenen theoretischen Grundannahmen einher, was zu Widersprüchlichkeiten führt, oder aber ihre tatsächliche Aussagekraft ist gering. Da weder Kultur noch Außenkulturpolitik einen systematischen Platz im Neorealismus oder im rationalistischen Institutionalismus haben, kann die Relevanz und Eindeutigkeit des Kulturellen aus der Theorie selbst heraus nicht hergeleitet, sondern allenfalls vorausgesetzt werden. So nimmt beispielsweise Nye in seinem Soft-Power-Konzept Kultur als relevant und eindeutig an, genau wie es auch Rittberger/Andrei in ihrer Anwendung neorealistischer Überlegungen auf Außenkulturpolitik tun. Da diese Relevanz und Eindeutigkeit aber nicht außerhalb politischer und sozialer Prozesse stehen und entstehen können, sondern in diesen überhaupt erst möglich werden, sind sie erklärungsbedürftig.

Damit rückt für jede Analyse von Außenkulturpolitik eine Frage in den Mittelpunkt, die sich rationalistische Theorien der Internationalen Beziehungen nicht stellen: Die Frage nach der interpretativen Konstitution des Kulturellen. Kultur ist nicht einfach ein Gegebenes, das wahlweise als eine Art Spielwiese oder Kampfplatz rationaler Akteure unter den Bedingungen systemischer Anarchie dient. Die zentrale Frage der Außenkulturpolitikforschung kann deshalb nicht die nach irgendwelchen »Funktionen«, »Zielen« oder »Resultaten« sein. Es ist vielmehr zu problematisieren, weshalb und vor welchem Hintergrund gerade Kultur in der Moderne zu einem Bestandteil zwischenstaatlicher und internationaler Politik werden konnte. Es lassen sich in diesem Zusammenhang drei Dimensionen einer solchen Analyse der Kultur in der Außenpolitik bestimmen:

- Das Bedürfnis der Staaten nach kultureller Repräsentation gegenüber anderen Staaten und Gesellschaften bedingt ein inneres Kultur- und Selbstverständnis, das eng mit der Frage verbunden ist, was im Internationalen überhaupt als Kultur interpretierbar ist. Es gilt zum Ersten, diese spezifisch nationalistische Genese von Kultur vor dem Hintergrund ihrer relativen strukturellen Ähnlichkeit in verschiedenen Staaten zu rekonstruieren.

- Zum Zweiten gilt es, das Bedürfnis der modernen Staaten zu verstehen, sich nach außen kulturell zu repräsentieren. Dieses Bedürfnis setzt einerseits das genannte innere Kultur- und Selbstverständnis voraus, ist andererseits aber ohne die Existenz anderer Nationalstaaten nicht denkbar, denen seitens des sich präsentierenden Staates unterstellt wird, dass für sie Kultur in ähnlicher Weise relevant ist.
- Zum Dritten schließlich spielt in diesem Prozess wechselseitiger Konstitution ein spezifisches Verständnis von Kultur eine zentrale Rolle, das diese im weitesten Sinne als freundlich oder verbindend ansehen lassen kann, allerdings keineswegs muss. Dieses Verständnis steht in einem konstitutiven Zusammenhang sowohl mit dem inneren Kultur- und Selbstverständnis der Staaten wie auch mit dem Bedürfnis, sich nach außen kulturell zu repräsentieren. In gewisser Weise bildet es deshalb die folgerichtige Konsequenz aus den beiden zuerst genannten Dimensionen.

Neorealistische und rationalistisch-institutionelle Theorien der Internationalen Beziehungen führen an dieser Stelle nicht weiter, blenden sie doch die interpretative Grundlegung des Sozialen aus. Kultur als gegeben vorauszusetzen verunmöglicht es, ihre spezifischen Konstitutionsbedingungen in Prozessen sozialer und politischer, mithin zwischenstaatlicher Kommunikationen zu hinterfragen. Dies gilt völlig unabhängig davon, ob man sie nun für irrelevant hält, wie es zumindest radikalere Varianten des Neorealismus tun, oder ob man ihr eine mögliche Relevanz zubilligt, wie es für weniger radikale Varianten beider Theoriegruppen denkbar wäre.

Vielversprechender scheinen, zumindest auf den ersten Blick, diejenigen Ansätze der Internationalen Beziehungen zu sein, die sich in Abgrenzung zu Neorealismus und rationalistischem Institutionalismus entwickelt haben und die ein nichtrationalistisches Grundverständnis teilen. Der soziologische Institutionalismus und der Sozialkonstruktivismus unterstreichen zumindest im Grundsatz die interpretative Konstitution des Sozialen, wobei ersterer die strukturelle Wirkung von Institutionen in den Vordergrund rückt, während letzterer eine wechselseitige Konstitution von Akteuren und Strukturen zu denken versucht. Für beide spielt vor diesem Hintergrund der Begriff der Kultur eine größere Rolle, als dies im Neorealismus oder im rationalistischen Institutionalismus der Fall ist.

Gleichwohl erweist sich der Nutzen, den eine Analyse von Außenkulturpolitik aus beiden Ansätzen zu ziehen vermag, als vergleichsweise gering. Dafür lassen sich im Wesentlichen zwei Gründe nennen: Zum einen erfüllt der Kulturbegriff in soziologisch-institutionalistischen wie auch in konstruktivistischen Ansätzen eine Art Passepartout-Funktion; er scheint eine Art metaphorisches Dach zu bilden, unter das vergleichsweise undifferenziert sämtliche nichtrationalistischen Konzepte wie etwa Ideen, Weltbilder, Normen oder Regeln gestellt werden. Als Konsequenz hieraus gibt es in beiden Ansätzen neben diesem sehr breiten Kulturbegriff keinen engeren Kultur-

begriff, der sich auf das konzentrierte, was zwischen Nationalstaaten tatsächlich materiell ausgetauscht wird.

Zum anderen wird Kultur insbesondere in empirisch orientierten Arbeiten zu einer Art Ressource, von der aus man kausale oder quasi-kausale Wirkungen identifiziert oder die umgekehrt selbst kausalen oder quasi-kausalen Wirkungen von außen unterliegt. Hier werden soziale Phänomene – wie beispielsweise Staaten, Analyseebenen, Normen oder Handlungslogiken – als letztlich objektiv existent postuliert oder aber so behandelt, »als ob« sie es wären. Wenngleich auf einem abstrakten Argumentationslevel als sozial und interpretativ konstruiert verstanden, werden sie so der wissenschaftlichen Analyse enthoben und vorausgesetzt, oder aber es werden der Kultur fixe externe Prägungen unterstellt. Der wechselseitige Konstruktionscharakter und die historische Kontingenz von Konzepten wie Staaten, Analyseebenen, Normen oder Ideen kann so nicht mehr angemessen berücksichtigt werden. Die reziproke Konstitution von Nationalstaaten und internationaler Ebene gerät hierdurch ebenso aus dem Blick wie die beständige Unschärfe, die solche Abgrenzungen notwendig kennzeichnet. Die kulturellen Prozesse, die all dem zu Grunde liegen, bleiben zumindest in Teilen ausgeblendet; die historische Kontingenz und das historische, soziale und interpretative Gewordensein sozialer Entitäten werden ebenso vernachlässigt wie die interpretative Kreativität sozialer Konstitutionsleistungen.

Sowohl der zu breite Kulturbegriff als auch die a priori als gegeben angenommene Existenz sozialer Phänomene – wie etwa Nationalstaaten, Kultur, Normen oder die internationale Ebene – machen den soziologischen Institutionalismus und den Konstruktivismus für eine Außenkulturpolitik-Analyse ungeeignet. Letztlich müsste man, wollte man von ihnen ausgehend einen adäquateren, engeren Kulturbegriff entwickeln, dessen Eindeutigkeit und Relevanz in ähnlicher Weise behaupten, wie ich dies oben auch für die rationalistischen Theorien der Internationalen Beziehungen geschildert habe. Dies ist die notwendige Konsequenz, wenn Staaten und Staatensystem als voranalytisch existent konzipiert werden – und zwar selbst dann, wenn man deren Existenz im Grundsatz durchaus als wechselseitig konstitutiv auffasst, wie es der Konstruktivismus macht.

Eine Alternative bestünde darin, die Existenz von Nationalstaaten bzw. Staatensystem und die Vorstellung staatsbezogener oder nationenbezogener Kultur systematisch aufeinander zu beziehen. Genau dies würde auch den drei Dimensionen einer Außenkulturpolitik-Analyse gerecht, die ich oben aufgelistet habe. Die Existenz von Nationalstaaten ist nämlich ohne die Vorstellung nicht zu denken, solche Nationalstaaten beruhen im Kern auf der Vorstellung zumindest relativer kultureller Geschlossenheit. Umgekehrt ist die Vorstellung von Kultur, die zwischen Staaten ausgetauscht werden könnte, ohne deren Bezug auf den jeweiligen Nationalstaat sinnlos. Das außenpolitisch als Kultur Interpretierbare wäre an die Konstitution der Staaten ebenso gebunden wie das Bedürfnis, sich außenkulturpolitisch zu repräsentieren. Die mögliche, wenngleich nicht zwingend wohlwollende Interpreta-

tion dessen, was als Kultur ausgetauscht oder nach außen präsentiert wird, würde vor diesem Hintergrund verstehbar als Konsequenz der wechselseitigen interpretativen Konstruktion von Nationalstaaten und Kultur.

Poststrukturalistische Ansätze der Internationalen Beziehungen bieten mit ihrer Annahme, dass sich die Konstitution von Identitärem stets über die differenzierende Abgrenzung von anderem vollzieht, einen vielversprechenden Zugang zu einer solchen Analyse. Sie ermöglichen es, die wechselseitige Differenzierung zwischen Nationalstaaten mittels Kultur ins Zentrum einer Außenkulturpolitik-Analyse zu stellen, ohne dass damit Kultur, Nationalstaat oder Staatensystem als a priori Gegebenes konzipiert werden müssten. Wenngleich diese Ansätze keinen engeren Kulturbegriff zur Verfügung stellen, mit dem das außenkulturpolitisch Ausgetauschte oder Repräsentierte direkt erfasst werden könnte, so bieten sie doch zumindest das Instrumentarium, um es als dasjenige zu bestimmen, durch das sich Staaten voneinander differenzieren. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass Kultur in diesem engeren Sinne das einzige sei, das Differenzierung ermöglicht. Ganz im Gegenteil weist die geringe Zahl an politikwissenschaftlichen Forschungsarbeiten zur Außenkulturpolitik deutlich darauf hin, dass diese üblicherweise als ein Nebenaspekt zwischenstaatlicher und internationaler Beziehungen verstanden wird. Gleichwohl sollte eine Außenkulturpolitik-Analyse, die die interpretative Konstruktion von Staaten und Staatensystem ernst nehmen möchte, Kultur als die für sie relevante Möglichkeit zwischenstaatlicher Differenzierung ins Zentrum stellen.

Die Frage, wie genau sich diese Differenzierung durch oder mit Kultur nun vollzieht, überschreitet allerdings die disziplinären Grenzen der Internationalen Beziehungen. Es war die anthropologische, soziologische, politikwissenschaftliche und geschichtswissenschaftliche Nationalismusforschung, die in den vergangenen Jahrzehnten zur Problematik der kulturellen Abgrenzung einige wichtige Erkenntnisse erbringen konnte. Ich werde deshalb die Suche nach einer angemessenen theoretischen und methodischen Konzeption dessen, was als »Kultur« Bestandteil der Außenpolitik vieler Staaten wie auch der internationalen Politik im Allgemeinen ist, unter Rückgriff auf solche Arbeiten fortsetzen. Ganz offensichtlich kommt eine Außenkulturpolitik-Analyse nicht umhin, zu verstehen, auf welche Weise und in welcher Form sich Nationalismus, Nationalstaat und Kultur wechselseitig aufeinander beziehen – und genau dies ist eine der zentralen Fragestellungen in der Nationalismus-Forschung.

1.3 NATIONALISMUS, STAAT UND KULTUR

Meine Ausführungen zu Theorien der Internationalen Beziehungen konnten zwar auf einige vielversprechende neuere Entwicklungen in dieser politikwissenschaftlichen Disziplin hinweisen, mussten aber doch auch zahlreiche Defizite konstatieren. Dabei deutete sich die Notwendigkeit an, Außenkul-

turpolitik auch vor dem Hintergrund des modernen Nationalstaates, nationalistischer Ideologien sowie der enormen Wichtigkeit national gedachter Kultur für solche Ideologien zu analysieren. Genau dies werde ich im Folgenden tun, indem ich zunächst gängige Theorien zur Analyse von Nation und Nationalismus reflektiere und in einem zweiten Schritt einen möglichst adäquaten Begriff der Kultur aus nationalismustheoretischer Sicht entwickle. Wenngleich damit Kultur und Außenkulturpolitik an sich noch nicht einmal annähernd erfasst sein werden, also zusätzliche Überlegungen notwendig bleiben, so sind diese Vorüberlegungen für den Entwurf eines Analysekonzeptes doch unabdingbar.

Ich gehe dabei in drei Schritten vor: In einem ersten Unterkapitel stelle ich die wichtigsten Entwicklungen der jüngeren Nationalismusforschung vor, um einige zentrale Begriffe und Problemstellungen einzuführen. In einem zweiten Unterkapitel untersuche ich detaillierter, welchen Beitrag gerade post-klassische Nationalismustheorien zur Analyse von Kultur im Nationalstaat leisten können. In einem dritten Unterkapitel fasse ich die bis dahin angestellten Überlegungen zusammen und beziehe sie systematisch auf Außenkulturpolitik.

1.3.1 Theorien zur Konstitution des Nationalstaats

Die Nationalismusforschung ist ungefähr so alt wie auch ihre Objekte Nation, Nationalismus und Nationalstaat. Die modernen, im 19. Jahrhundert entstandenen Geschichtswissenschaften und Philologien waren dabei in ihren Ursprüngen als affirmative Wissenschaften zunächst Instrumente des Nationalismus selbst. Durch eine idealisierte Nationalgeschichtsschreibung, durch die Konstruktion hierzu passender Interpretationen kultureller und historischer Gegebenheiten und Artefakte sowie durch philologische und sprachwissenschaftliche Kartografien entstand das wissenschaftlich verbrämte Bild einer Welt voller Nationen, in deren Zentrum die jeweils eigene verortet wurde.¹⁶⁷

Insbesondere zur Zwischenkriegszeit traten neben diese individuellen Nationalgeschichtsschreibungen in größerem Umfang vergleichende Arbeiten, die ein länderübergreifendes Verständnis des Nationalismus zum Ziel hatten. Vor allem zur Mitte des 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt angesichts der Erfahrungen mit den Exzessen des nazistischen Deutschen Reiches, nahm diese Art der Forschung an Bedeutung zu. In zunehmendem Maße ging damit auch zumindest in Teilen der Forschung eine kritischere oder zumindest distanziertere Sicht auf jegliche Formen des Nationalismus einher, die den großen Werken der Nationalgeschichtsschreibung noch kaum zu eigen war.¹⁶⁸

167 Geary 2002, S. 25-52; Breuilly 1985, S. 65; Kramer 1997, bes. S. 525. Vgl. dazu auch Schreiner 2006, S. 135-140; Passmore/Berger/Donovan 1999.

168 Breuilly 1985, S. 65-66; Lawrence 2005, S. 126-128.

Obleich die Wurzeln der heutigen Nationalismusforschung in jener Zeit zu finden sind und einige damals aktuelle Streitpunkte und Probleme noch immer diskutiert werden, lässt sich seit den 1980er Jahren doch ein gewisser Bruch in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Nation und Nationalismus feststellen. Dieser Bruch reicht so tief, dass neuere Übersichtswerke zum Thema schon die wichtigsten Forschungsbeiträge aus den späten 1970er und den 1980er Jahren als »klassisch« bezeichnen.¹⁶⁹ Ich werde mich dieser Periodisierung insofern anschließen, als ich im Folgenden zwischen einer vor-klassischen, einer klassischen und einer post-klassischen Phase unterscheide und dieses Übersichts Kapitel analog hierzu gliedere. Dass die Übergänge zwischen diesen Phasen fließend und diese selbst keineswegs durch Einheitlichkeit geprägt sind, ist dabei evident – wie jede Periodisierung, so ist auch diese heuristisch und, wenn man so möchte, didaktisch motiviert.

Jede dieser drei Phasen war von mehreren phasenübergreifenden Streitpunkten und Problemstellungen geprägt, anhand derer sich die nationalistisch-theoretischen Diskussionen gut nachzeichnen lassen. Ich werde mich in meiner Darstellung auf zwei von ihnen beschränken, die ich im Hinblick auf die Frage nach der außenkulturpolitischen Bedeutung des Nationalismus für die wichtigsten halte. Vergleicht man meine Auswahl allerdings mit den Problemstellungen, die in älteren und neueren Übersichten über die Nationalismusforschung als bedeutsam beschrieben werden, so lässt sich dabei durchaus eine gewisse Übereinstimmung feststellen. Gemeint ist zum einen die Frage, ob Nation, Nationalstaat und Nationalismus moderne Phänomene sind, wie der Modernismus annimmt, oder aber ob sie vormoderne, wenn nicht gar primordiale Wurzeln haben, die noch heute nachwirken. Die zweite, schon für die ältere Nationalismusforschung wichtige Frage ist die, ob eine Nation als subjektive Kurationsleistung ihrer individuellen Mitglieder oder aber als objektives, auf empirisch feststellbaren Merkmalen wie Sprache, Institutionen oder Kultur beruhendes Phänomen verstanden werden sollte.¹⁷⁰

Die vor-klassische Phase neuerer Nationalismusforschung lässt sich etwa auf den Zeitraum zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und den frühen 1970er Jahren verorten. Sie zeichnet sich durch einen zunehmenden sozialwissenschaftlichen Einfluss auf die bis dahin weitgehend geschichtswissenschaftlich betriebene Forschung zu Nation und Nationalstaat aus, wodurch diese einen deutlich analytischeren und systematischeren Charakter erhielt. Geradezu beispielhaft für diesen Zugriff steht die 1953 erstmals erschienene Dissertation Karl Deutschs, die als methodologischer Vorschlag gedacht war und stark empirisch-quantitativ, funktionalistisch und behavi-

169 Day/Thompson 2004; Lawrence 2005. Vgl. dazu auch Schirmer 2002, S. 389.

170 Vgl. Day/Thompson 2004, S. 9-10; Haas 1986, S. 712-713; Smith 1998, bes. S. 223-224; Smutny 2004, S. 10-15; zum Modernismus in der Nationalismusforschung McCrone 1998, S. 10-16.

ouristisch geprägt ist. Deutsch konzipiert Kommunikation als diejenige menschliche Tätigkeit, die eine bestimmte Gesellschaft von anderen Gesellschaften relativ unterscheidbar mache. Eine Kultur bzw. eine Gemeinschaft werde im Kern durch das bestimmt, was kommunikativ in ihr ausgetauscht wird. Die Zugehörigkeit eines Individuums zu einer bestimmten Gesellschaft macht Deutsch an der Komplementarität seiner Kommunikationsweisen bzw. an der Möglichkeit zu einer effektiven Kommunikation innerhalb dieser Gesellschaft fest.¹⁷¹

Wenn auch nicht explizit, so scheint Deutsch doch implizit eine gewisse Kontinuität zwischen vormodernen Gruppenbildungsprozessen und modernen Nationalstaaten zu unterstellen. Da er seine kommunikationstheoretische Konzeption des Nationalismus allerdings an moderne Entwicklungen, insbesondere an funktionale Differenzierungsprozesse in modernen Gesellschaften bindet, stellte er einen wichtigen, wenngleich heute bisweilen etwas aus dem Blickfeld geratenen Vorläufer der klassisch-modernistischen Nationalismusforschung dar. Seine besondere Bedeutung resultiert überdies aus seinem stark sozialwissenschaftlich geprägten, dabei aber interdisziplinär angelegten Forschungsansatz, der zwar in der Folgezeit nicht in nennenswerter Weise aufgegriffen wurde, aber gleichsam beispielhaft für die damalige Befreiung der Nationalismusforschung von eingefahrenen methodologischen und inhaltlichen Denkmustern steht.

In radikalerer Weise als Deutsch entwirft Elie Kedourie ein modernistisches Programm der Nationalismusanalyse.¹⁷² Schon der erste Abschnitt in seiner wirkmächtigen, 1960 erstmals erschienenen »Nationalism«-Studie macht dies deutlich:

»Nationalism is a doctrine invented in Europe at the beginning of the nineteenth century. [...] Briefly, the doctrine holds that humanity is naturally divided into nations, that nations are known by certain characteristics which can be ascertained, and that the only legitimate type of government is national self-government.«¹⁷³

In diesem Zitat findet sich das unscheinbare Wörtchen »invented«, das später in Eric Hobsbawms Nationalismusforschung programmatisch werden und von primordialistischer Seite scharfe Kritik ernten sollte.¹⁷⁴ Gerade in diesem provokanten, für die spätere modernistische Nationalismusforschung wichtigen Begriff kommt der spezifisch moderne und kreative Charakter von Nation und Nationalismus zum Ausdruck. Insbesondere Ernest Gellner war diesbezüglich stark von Kedouries Modernismus beeinflusst, wenngleich er sich fundamental – wie ich gleich zeigen werde – gegen Kedouries Annahme wendete, den Ideen (»doctrine«) des Nationalismus komme pri-

171 Deutsch 1966. Vgl. dazu auch Jansen/Borggräfe 2007, S. 82-86.

172 Smith 1998, S. 24.

173 Kedourie 1993, S. 1.

174 Vgl. dazu auch Fn. 198 auf S. 94 dieser Untersuchung.

märe Erklärungskraft zu.¹⁷⁵ In dem Wort »invented« deutet sich, darauf sei kurz verwiesen, zugleich auch die Frage nach der Rolle nationalistischer Eliten für die Entwicklung und Durchsetzung nationalistischer Denkmuster innerhalb einer bestimmten, sich im Erfolgsfalle als »Nation« bezeichnenden Gruppe an. Sie wurde später von Miroslav Hroch¹⁷⁶ aufgegriffen und war insbesondere für die Nationalismustheorie Benedict Andersons zentral.¹⁷⁷

Unterschwellig war diese vor-klassische Phase der Nationalismusforschung von zweierlei konkreten politischen Problemstellungen geprägt. Zum einen ließen die Erfahrungen mit dem deutschen Nazismus die Frage aufkommen, wie ein solches Phänomen erklärt werden könne und welcher Zusammenhang zwischen vermeintlich gemäßigten Nationalismen auf der einen und exzessiven Nationalismen auf der anderen Seite bestehe. Es verwundert vor diesem Hintergrund nicht, dass nicht wenige der später wichtigsten vor-klassischen Nationalismusforscher aus Mitteleuropa stammten und nach Großbritannien oder in die USA fliehen mussten.¹⁷⁸ Der in dieser Zeit innerhalb der Nationalismusforschung sich entwickelnde Modernismus wendet sich nicht zuletzt deshalb gegen essentialistische oder primordialistische Vorstellungen, weil er diese – explizit oder implizit – für die Exzesse des Nationalismus im Allgemeinen und jene des deutschen Nazismus im Besonderen mitverantwortlich macht.¹⁷⁹

Im Zuge der Dekolonialisierung und der Gründung zahlreicher neuer Staaten in Afrika und Asien trat zudem das Problem der innerstaatlichen Stabilität bzw. Instabilität in den Vordergrund. Die Frage, wie ein unter Umständen als kulturell und ethnisch vielfältig wahrgenommener Staat ideologische, institutionelle und politische Stabilität erlangen könne, scheint gerade diejenigen Arbeiten mehr oder weniger offen angeleitet zu haben, die nach der Genese solcher Stabilität in den großen europäischen oder auch amerikanischen Nationalstaaten fragen.¹⁸⁰ Dass letztere dabei im Laufe der Zeit zu einer Art Modell erhoben wurden, kann man angesichts der zeitgenössischen Debatten kaum der Nationalismusforschung alleine anlasten, man wird sie von diesem Vorwurf aber auch nicht freisprechen können.

Eine der wichtigsten Figuren der klassischen Nationalismusforschung hatte ihre ersten Schriften schon in den 1960ern publiziert und schon seit jener Zeit eine exponierte Stellung eingenommen – gemeint ist Ernest Gell-

175 Lawrence 2005, S. 131-132.

176 Hroch 2000.

177 Vgl. dazu auch die Ausführungen ab S. 94 dieser Untersuchung.

178 Lawrence 2005, S. 148-149.

179 Smith 1998, S. 19.

180 Haas 1986, S. 713; Smith 1998, S. 19-20. In diesem Zusammenhang wäre auch auf Forschungen zum Nationalstaat im Allgemeinen zu verweisen, die über Nationalismusforschung im engeren Sinne hinausgehen; beispielhaft etwa Tilly 1975 oder Giddens 1985.

ner. Sein Werk »Nations and Nationalism« erschien 1983 und stellt die bis heute systematischste und expliziteste Ausarbeitung eines modernistischen Modells des Nationalismus dar, die sowohl sozioökonomische als auch kulturelle Faktoren einzubeziehen und damit den alten Gegensatz von objektivistischer und subjektivistischer Genese des Nationalen zu überwinden beansprucht.¹⁸¹ Gellner entwirft eine historisierende Soziologie der modernen Nationen als großen Entwurf, der Kapitalismus und Industrialisierung als Ausgangspunkt und Ursache einer vollständigen sozialen und ökonomischen Umwälzung dann moderner Gesellschaften interpretiert. Durch eine weit reichende industrielle Arbeitsteilung entstehe für die Menschen die Notwendigkeit umfassender sozialer und räumlicher Mobilität, grundsätzlicher Austauschbarkeit und Komplementarität. Während die soziale Stratifizierung vormoderner Gesellschaften zugleich eine kulturelle Stratifizierung gewesen sei, zeichne sich die soziale Stratifizierung moderner Gesellschaften durch funktionale Differenzierung bei kultureller Homogenisierung aus. Es seien moderne Hochkulturen entstanden, die innerhalb bestimmter Gesellschaften weite Verbreitung fanden und durch zentrale staatliche Institutionen reproduziert wurden. Nationalismus sei nun eine Denkform, die sich historisch durchgesetzt habe, um die objektiv notwendige kulturelle Homogenisierung durchzusetzen und ideologisch tragbar zu machen.¹⁸² Er postuliere folgerichtig eine Übereinstimmung zwischen politischen und nationalen, mithin kulturellen Gegebenheiten:

»Nationalismus ist vor allem ein politisches Prinzip, das besagt, politische und nationale Einheiten sollten deckungsgleich sein.«¹⁸³

Erst wenn eine in nationalen Kategorien gedachte Hochkultur zum zentralen Bezugspunkt eines Nationalstaats geworden ist, sieht Gellner die Möglichkeit, Nationen über einen gemeinsamen Willen und eine gemeinsame Kultur zu definieren. Die seit dem 19. Jahrhundert immer wieder diskutierte Frage,¹⁸⁴ ob Nationen nun auf subjektiven Identifikationen oder auf objektiven (kulturellen oder anthropologischen) Gegebenheiten basieren, beantwortet er also mit einem Sowohl-Als-Auch: Unter den Bedingungen der Moderne werde die Kultur einer bestimmten Gruppe zur Quelle politischer Legitimation. Es ist deshalb bei Gellner der Nationalismus, der Nationen hervorbringt, und nicht umgekehrt – ein Nationalismus, der sich zur subjektiv-identitären Konstruktion eines gemeinsamen politischen Willens auf objek-

181 Gellner 1991, S. 16-17 und 83-89. Vgl. dazu auch Smutny 2004, S. 39.

182 Gellner 1991, bes. S. 8-97. Vgl. dazu auch Breuilly 1985, S. 67-70; Breuilly 1999, S. 256-258; Day/Thompson 2004, S. 44-48; Jansen/Borggräfe 2007, S. 86-92; Lawrence 2005, S. 138-144; Smutny 2004, S. 36-44; Waldron 1985, S. 420-424.

183 Gellner 1991, S. 8.

184 Vgl. Smutny 2004, S. 10-15; beispielhaft Renan 1967.

tive und beobachtbare kulturelle Begebenheiten (wie etwa Sprachen, Traditionen und Mythen) beruft, diese grundlegend anpasst oder gar selbst erst erfindet. Die Konstruktion bestimmter Nationen sei dabei willkürlich, nicht jedoch die Konstruktion von Nationen an sich, letztere erfüllt in Gellners Augen vielmehr einen sozialen und historischen Imperativ mit allen bekannten Konsequenzen.¹⁸⁵

Der Gellner-Schüler Anthony D. Smith bezieht seit vielen Jahren energisch Position gegen die modernistische Nationalismusforschung im Allgemeinen und Ernest Gellner im Besonderen. Er stellt damit die wichtigste Figur einer kritischen, anti-modernistischen Denkschule der Nationalismusforschung dar:

»Very broadly, the perennialists take issue with the modernists' restrictive use of the term ›nation‹ as a category exclusive to modernity, and stress the continuities between modern nations and their pre-modern progenitors.«¹⁸⁶

Als gemäßigter Primordialist, der sich selbst als »Perennialist« bezeichnet, räumt auch Smith zwar den grundsätzlich modernen Charakter und die interpretative Genese von Nationen und Nationalismen ein, betont aber dennoch deren vormoderne Wurzeln.¹⁸⁷ Der Modernismus übertreibe die Unterschiede und Gegensätze zwischen Moderne und Vergangenheit. Smiths anti-modernistisches Argument beruht dabei im Kern auf zwei Annahmen: Zum Ersten geht er davon aus, dass die Wahrscheinlichkeit, dass aus einem vor-nationalen ethnischen Identitätszusammenhang eine Nation entsteht, um so größer ist, je stärker und dauerhafter diese ethnischen Bindungen sind. Zwischen Ethnizität und Nationalität bestehe folglich eine Verbindung, wenn gleich keine direkte. Zum Zweiten, und hier subjektiviert er objektive ethnische Bindungen, sei ohne eine solche Annahme vor-nationaler ethnischer Bindungen nicht erklärbar, weshalb Millionen Menschen bereit sind, sich für nationalistische Vorstellungen und Ziele opfern zu lassen.¹⁸⁸

Smith hält folgerichtig an der klassischen Unterscheidung von Staatsnation und Kulturnation fest, die selbst wiederum auf der Unterscheidung von subjektiven Identifikationen und objektiven Gegebenheiten beruht.¹⁸⁹ Gerade die – in Smiths Augen objektiven – Faktoren wie etwa ein kollektiver Eigenname, ein Mythos gemeinsamer Herkunft, geteilte historische Erfah-

185 Gellner 1991, S. 83-89.

186 Özkirimli/Grosby 2007, S. 524.

187 Smith selbst bezeichnet seinen eigenen Theorieentwurf als »Ethno-Symbolismus«. Weitere Autoren, die primordialistische Positionen vertreten, sind insbesondere John Armstrong und Steven Grosby; gemeinhin wird häufig auch Clifford Geertz dieser Denkrichtung zugeordnet. Vgl. Armstrong 1982; Özkirimli/Grosby 2007; Smith 1998, S. 222-224.

188 Smith 1993, S. 71; Smith 1999, S. 99-100.

189 Vgl. zur Verbundenheit beider Begriffspaare Alter 1985, S. 21.

runge, Elemente kollektiver Kultur, eine Verbindung mit einem spezifischen Heimatland oder ein Sinn für Solidarität in bestimmten Bereichen hält er für zentral. Zwar sei die aus diesen Faktoren resultierende ethnische Bindung nicht primordial, aber durchaus über sehr lange historische Zeiträume wirkmächtig und nicht zuletzt deshalb eine zentrale Grundlage für die Entstehung von Nationen. Mit dieser Position wendet er sich direkt gegen das Gellnersche und modernistische Diktum, dass Nationen aus dem Nationalismus abzuleiten seien. Sowohl ethnische Bindungen als auch der Nationalismus erleichtern oder ermöglichen nach Smith die Entstehung nationaler Identität, der Nationalismus sei dabei aber auf überlieferte Bilder und Ideale angewiesen:¹⁹⁰

»Generally speaking, the stronger and more persistent the pre-existing ethnic identity, the more likely was any nation that might emerge to be based on that identity.«¹⁹¹

Dass neuere primordialistische Positionen der Nationalismusforschung, die sich ja direkt gegen modernistische Positionen wenden, sich umgekehrt scharfer Kritik durch diese ausgesetzt sehen, sollte nicht weiter überraschen.¹⁹² Der Vorwurf, dass es in nicht geringer Zahl empirische Fälle gebe, die sich nicht primordial erklären lassen, ist dabei vermutlich der unmittelbar greifbarste und einleuchtendste, zugleich aber auch der theoretisch spannendste.¹⁹³ Im Wesentlichen lassen sich über dieses Argument hinaus zwei Formen theoretischer Kritik unterscheiden, die eine genauere Betrachtung verdienen. Klassisch-modernistische Positionen stärken tendenziell den spezifisch modernen Charakter des Nationalismus, ohne aber fundamental divergierende Begriffe von Nationalismus und Nation zu haben; diese Kritik geht etwa über Gellners Positionen nicht wesentlich hinaus. Für sie macht die Besonderheit der Moderne Nation und Nationalismus zu Formen der Vergesellschaftung und Kollektivbildung, die mit historisch vorgängigen Formen nur sehr begrenzt oder überhaupt nicht verglichen werden können.¹⁹⁴ So betonen sie etwa die Veränderlichkeit und Konstruiertheit vermeintlich objektiver Kriterien wie Sprache, Kultur oder Mythen, auf die sich Nationen und Nationalismen berufen. Geschichtsschreibung über Jahrtausende bedeutet ihnen nicht, dass über Jahrtausende Kontinuität herrschte;

190 Smith 1993, S. 8-42 und 71-72; Smith 1999, S. 101-104; zu Primordialismus und Perennialismus Smith 1998, S. 23. Vgl. dazu auch Breuilly 1999, S. 241-247; Lawrence 2005, S. 180-197; Day/Thompson 2004, S. 9-10 und 82-83; Jansen/Borggräfe 2007, S. 99-104.

191 Smith 1993, S. 71.

192 Vgl. etwa Breuillys Kritik an Smith, dieser blende mit Wirtschaft, Recht und Politik drei zentrale Bereiche des Nationalismus aus und habe folglich nur einen sehr begrenzten Begriff der Nation; Breuilly 1999, S. 243.

193 Jansen/Borggräfe 2007, S. 103; Özkirimli/Grosby 2007, S. 525.

194 Vgl. beispielhaft Breuilly 1999, S. 244; Geary 2002, bes. S. 51-52.

die kontinuierliche Unterscheidung zwischen einem Wir und einem Sie wiederum lässt sie nicht auf ein kontinuierlich identisches Wir schließen; die Vielfalt individueller und kollektiver Handlungsmotive und Vorstellungen ist ihnen wichtiger als Identisches oder Ähnliches auf einer bloßen Phänomenebene. Der Nationalismus gilt ihnen als diejenige politische Ideologie, die präexistente Faktoren aufgreift und mit Bedeutung versieht – Faktoren, die hingegen aus primordialistischer Sicht Bedeutung erst vor einem gänzlich anderen, nämlich primordial-ethnischen Hintergrund erhalten.

»It is nationalism which takes pre-existing traditions, memories and symbols and gives them political significance. The perennialist account never asks which memories, traditions and symbols are selected from the antique shop of history and which ones are left out, which interests are secured in and through that selection or how the outcome of the selection process is imposed on the populations ›designated‹ as the would-be nation; it simply assumes that the memories, traditions and symbols that are selected are the ones that matter, that resonate among the members of what, with hindsight, they perceive as a particular ›nation‹. It never engages with issues of power, or more generally, with politics; it does not take account of or downplays the role of contingency, plurality, heterogeneity, ambivalence in the formation of nations; it turns a blind eye to struggles for hegemony, to resistance and subversion, to accommodation and compromises, to failed projects of nation-building.«¹⁹⁵

Schärfer und radikaler noch als diese Kritik fällt jene aus, die von Autorinnen und Autoren geäußert wird, die Smith als »postmodern« und Graham Day/Andrew Thompson als »post-klassisch« bezeichnen.¹⁹⁶ Sie sind der dritten Phase der jüngeren Nationalismusforschung zuzurechnen. Im Kern steht hier der Vorwurf, dass sowohl klassisch-modernistische als auch primordiale Nationalismustheorien unhinterfragt von der Existenz und genauen Unterscheidbarkeit bestimmter Phänomene wie etwa der Nationen und Nationalstaaten ausgingen. Damit reproduzierten sie gängige Interpretations- und Diskursmuster, ohne deren Genese selbst zu analysieren. Postklassische Positionen radikalisierten in gewisser Weise das modernistische Diktum, dass Nationen durch Nationalismen geschaffen werden: Sie verstehen diesen Konstruktionsprozess nicht als einmaligen Akt oder historische Phase, sondern als beständiges Reproduzieren und Grenzen-Ziehen. Diese Beständigkeit des Unbeständigen sei nicht etwa ein peripheres Charakteristikum von Nation und Nationalismus, sondern deren konstitutive Existenzbedingung. So seien etwa die Fragen nach den interpretativen Grundlagen des Nationalismus nicht objektiv und unabhängig von politischen Interpretationsprozessen zu beantworten; Nation gilt aus post-klassischer Perspektive nicht als etwas Gegebenes, sondern als etwas permanent interpretativ Kon-

195 Özkirimli/Grosby 2007, S. 527.

196 Smith 1998, S. 222; Day/Thompson 2004, S. 12-16. Vgl. dazu auch Schirmer 2002, S. 389.

struiertes mit beständig prekärem Charakter. Mit modernistischen Positionen teilen sie die Abneigung gegen historisierende Teleologismen, die zumindest unterschwellig bei primordialistischen Autorinnen und Autoren vorzufinden sind; anders als der Modernismus aber verwerfen post-klassische Positionen auch sonstige große Erzählungen wie etwa jene der »Moderne« oder jene der Entwicklung eines relativ eindeutig bestimmbar Nationalismus.¹⁹⁷

Bevor ich genauer auf einige post-klassische Kritikpunkte und Positionen eingehe, ist es angemessen, einen Autor zu würdigen, der zwar meist zur modernistischen Nationalismusforschung gerechnet wird, faktisch aber eine Zwischenposition zwischen dem klassischen Modernismus und post-klassischen Autoren einnimmt: Benedict Anderson. Seine 1983 erschienene Arbeit »Imagined Communities« hat die Nationalismusforschung grundlegend verändert und dürfte das in den letzten drei Jahrzehnten wohl meistzitierte Buch aus diesem Forschungsbereich darstellen. Es wurde insbesondere für die Definition der Nation als »vorgestellter Gemeinschaft« (»imagined community«) bekannt.¹⁹⁸ Sie bringt den im Grundsatz interpretativen Ansatz Andersons zum Ausdruck, der in den frühen 1980er Jahren in dieser radikalen Form neu war und in gewisser Weise die späteren post-klassischen Positionen vorbereitete. Für Anderson sind Nationen kulturelle Konstrukte und als solche Produkte des Nationalismus:

»Ich gehe davon aus, daß Nationalität – oder, wie man angesichts der vielfältigen Bedeutungen des Wortes auch sagen könnte, Nation-Sein – und gleichermaßen Nationalismus kulturelle Produkte einer besonderen Art sind. Um sie richtig zu verstehen, müssen wir klären, wie sie historisch entstanden sind, wie sich ihre Bedeutungen im Laufe der Zeit verändert haben und warum sie heute eine so starke innere Legitimität genießen.«¹⁹⁹

Nationen entstehen nach Anderson durch beständige Imaginationsakte von Individuen, die diese sich miteinander identifizieren lassen, ohne sich jemals persönlich begegnen zu können. Als ideologische Voraussetzung hierfür nennt Anderson eine spezifisch moderne Wahrnehmung der Zeit: Während die mittelalterliche Zeitvorstellung von überzeitlicher Simultaneität geprägt

197 Day/Thompson 2004, S. 84-104.

198 In gewisser Nähe zu Andersons »imagined«-Begriff stehen Eric Hobsbawms »invented traditions«. Indem Hobsbawm darauf verweist, dass nationalistische Traditionen häufig erfunden werden, um Nationalisierungsprozesse durch vermeintlich objektive kulturelle Gemeinsamkeiten zu untermauern, unterstreicht auch er die Bedeutung interpretativer Konstruktionen. Vgl. Hobsbawm 1989a. Der Topos der Erfindung lässt sich allerdings auch bei Gellner nachweisen; vgl. beispielhaft Gellner 1991, S. 59-61 und 78-82. Insofern ließe sich der gesamte Modernismus als Vorläufer post-klassischer Nationalismustheorien verstehen.

199 Anderson 1993, S. 14.

gewesen sei, wie sie etwa in der transzendenten Verbindung von Präfiguration und Erfüllung im Christentum zum Ausdruck komme, sei Gleichzeitigkeit in der Moderne säkularisiert und quantifizierbar. Diese Zeitvorstellung werde etwa im modernen Roman greifbar, der als vergleichsweise junge Form literarischer Darstellung Personen durch gleichzeitiges Denken, Handeln und Fühlen miteinander verbindet, die sich doch niemals begegnen werden. Moderne Zeitungen – und, so könnte man ergänzen, später entstandene Massenmedien – verknüpften unabhängig voneinander ablaufende Ereignisse ebenso miteinander wie Akte der Konsumtion identischer, aber zeitgebundener Inhalte. Diese Verknüpfung erfolge unter der Annahme zeitlicher Übereinstimmung, die durch das Datum der Zeitungsausgabe, aber auch durch die Vorstellung gleichzeitiger Konsumtion (relativ) identischer Berichte über identische und (relativ) gleichzeitige Ereignisse gestützt werde. Ohne einander je persönlich zu kennen, führten gemeinsame und gleichzeitige Akte der Konsumtion zu einer Idee der Gemeinsamkeit ansonsten einander kaum relevanter Individuen. Es verwundert angesichts dieser Ausgangsannahmen nicht, dass Anderson das Druckwesen für die entscheidende technische Neuerung hält, die für die Entwicklung des modernen Nationalismus verantwortlich zeichnet; ergänzt um den Kapitalismus als die entscheidende ökonomische Neuerung sowie um Volkssprachen als die entscheidenden kommunikativen Neuerungen, die beide zu einer weiten Verbreitung von Druckerzeugnissen beitrugen.²⁰⁰

Anderson teilt damit die modernistische Grundannahme, dass sich die modernen Nationalismen nicht aus vormodernen Formen ethnischer oder religiöser Identifikationen ableiten lassen. Auch teilt er, wie seine Betonung der Rolle von Druckerzeugnissen und Volkssprachen zeigt, die kommunikations- und kulturtheoretische Ausrichtung modernistischer Nationalismustheorien. Diese Annahmen bilden den weiteren theoretischen Hintergrund für die genaue Definition des Begriffs der Nation, die Anderson entwickelt:

»In einem solchermaßen anthropologischen Sinne schlage ich folgende Definition von Nation vor: Sie ist eine vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän.«²⁰¹

Die Nation als vorgestellte Gemeinschaft meint eine große, umfassende Gruppe von Menschen, die einander in den allermeisten Fällen nicht bekannt sind. Die Gruppe wird durch das Vorstellen selbst überhaupt erst geschaffen, Imagination nach Anderson ist ein kreativer Akt. Begrenzt ist die Nation, weil sie Grenzen hat, hinter denen sich andere Nationen befinden. Andersons Interpretation der Grenze einer Nation enthält damit implizit den Gegensatz von Partikularismus und Universalismus, der für die Nationalismusforschung eine zentrale Rolle spielt: Als besonders, weil abgegrenzt,

200 Anderson 1993, S. 30-54. Vgl. dazu auch Smutny 2004, S. 69-70.

201 Anderson 1993, S. 30-54. Vgl. dazu auch Smutny 2004, S. 15.

will sich jede einzelne Nation sehen – universal aber sollen das Interpretationsmuster des Nationalen schlechthin ebenso wie die Organisation der Welt in Nationen sein. Souveränität beanspruchen diese Nationen, weil sie den imaginierenden, interpretativ konstruierenden Individuen als Verkörperung und Symbol für Freiheit gelten. Die Souveränität des Staates steht nach Anderson in einem unmittelbaren ideologischen Zusammenhang mit Vorstellungen einer Freiheit der Nation.²⁰²

Kreatives Imaginieren als theoretische Vorbedingung eines Verständnisses der Nation als kulturelles Konstrukt wird bei Anderson stärker betont als bei anderen modernistischen Nationalismustheoretiker(inne)n. So folgt seine Analyse zu Recht der Frage, wie genau dieser Imaginationsakt zu verstehen ist – ein Imaginationsakt, der etwa von Gellner durchaus gesehen, aber dort als soziohistorische Notwendigkeit behauptet wird und deshalb keiner genaueren Betrachtung zu bedürfen scheint. Gleichwohl ist auch Andersons Analyse in einigen Punkten verkürzt, und genau hier setzt die Kritik der post-klassischen Nationalismusforschung an. Ich möchte im Folgenden zwei solcher Kritikpunkte genauer darstellen, da sich von ihnen entscheidende Gedanken für eine Analyse der Außenkulturpolitik ableiten lassen.

Problematisch an Andersons Analyse ist zum einen, dass der Prozess des alltäglichen Imaginierens selbst im Kern unerklärt bleibt; das Verständnis dessen, was eine Nation zur Nation macht, bleibt damit bruchstückhaft. Ein im historischen Zeitverlauf der vergangenen Jahrhunderte gewachsener, kollektiv geteilter kultureller Hintergrund vermag die enorme soziale und emotionale Verbindlichkeit der Nationsimaginationen einerseits, deren Brüche und Prekaritäten andererseits letztlich nicht angemessen zu erklären. Da Anderson den Inhalt des Nationalismus weitgehend ausblendet und sich stärker für dessen gemeinschaftsstiftende Funktion interessiert, bleibt unklar, wie und warum – in historischer Nachfolge der kulturellen Systeme »dynastisches Reich« und »Religion« – gerade das imaginiert wird, was wir heute als »Nationen« bezeichnen. Die spezifischen Interpretationsprozesse, die nationalistisches Denken ausmachen und dieses zur wohl wirkmächtigsten Doktrin der Moderne werden lassen, bleiben unerklärt.²⁰³

Zum anderen, und dies hängt mit dem ersten Punkt eng zusammen, erscheinen die starken Kohäsionskräfte der imaginierten Nationen fragwürdig und idealisierend. Zwar denkt Anderson implizit die Notwendigkeit einer beständigen Wiederholung kultureller und kommunikativer Akte, um die Imagination einer Nation auf Dauer zu stellen; dies würde es grundsätzlich möglich machen, hiervon ausgehend einen fundamental unsicheren Status der Nation abzuleiten und diesem einen angemessenen theoretischen Stellenwert zuzuweisen. Genau dies unterbleibt aber weitgehend. Der Nationalismus erscheint bei Anderson, wie überhaupt in der klassisch-modernisti-

202 Anderson 1993, S. 15-16. Vgl. dazu auch McCrone 1998, S. 6. Vgl. zu Universalismus und Partikularismus auch Unterkap. 2.2.1 dieser Untersuchung.

203 Vgl. Day/Thompson 2004, S. 92-93.

schen Nationalismusforschung, als bruchloses und gefestigtes Erfolgsmodell: Ambiguitäten und Unsicherheiten, wie sie aller interpretativen Konstruktion zu eigen ist, finden in seiner Nationskonzeption keinen Platz.²⁰⁴

Die wohl elaborierteste post-klassische Kritik eines solchen modernistischen Nationskonzeptes hat Rogers Brubaker formuliert. Sie verdient im Folgenden eine genauere Betrachtung, da sie den zweiten der eben genannten Kritikpunkte direkt aufgreift und sich aus ihr anschließend Überlegungen zum ersten Kritikpunkt ableiten lassen.

Brubaker hält es für grundsätzlich problematisch, dass bei der sozialwissenschaftlichen Untersuchung ethnischer, rassistischer und nationaler Konflikte von der tatsächlichen Existenz ethnischer, rassistischer oder nationaler Gruppen ausgegangen wird. In der klassisch-modernistischen Nationalismusforschung resultiere hieraus ein problematisches Verständnis der Nationen als real existierenden sozialen Einheiten, bei denen lediglich das Wo- und das Wie ihres Seins, nicht aber ihre Existenz selbst sozialwissenschaftlich interessant erscheint:

»Most discussions of nationhood are discussions of nations. Nations are understood as real entities, as communities, as substantial, enduring collectivities. That they exist is taken for granted, although how they exist – and how they came to exist – is much disputed.«²⁰⁵

Brubaker formuliert zunächst eine Methodenkritik: Der klassischen Nationalismusforschung wirft er vor, regelmäßig Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse zu verwechseln. Nation sei eine Kategorie der Praxis; sie sei ein interpretativer Bestandteil der Konstruktion und Reproduktion von Nation und Nationalismus.²⁰⁶ Wissenschaftliche Analyse solle zwar mit dieser Praxis zurecht kommen und sie sich erschließen, sie aber nicht selbst vollziehen, indem sie etwa auch selbst von der Existenz diverser Nationen ausgeht.²⁰⁷

Diese Methodenkritik hat aber zugleich eine inhaltliche Seite, mit der Brubaker auf das Nationsverständnis der gängigen Nationalismusforschung zielt. Den Versuch, Nation zu definieren, hält er für von vornherein zum Scheitern verurteilt; die Nation als kulturelles und interpretatives Konstrukt – etwa im Sinne Andersons – ernst zu nehmen, bedeutet ihm, diese interpretativen Prozesse der Konstruktion in den Fokus der Analyse zu rücken:

204 Vgl. Day/Thompson 2004, S. 92-93; McCrone 1998, S. 6; Kramer 1997, S. 536.

205 Brubaker 1996, S. 13. Vgl. dazu auch Brubaker 2007, S. 16-19.

206 In gewisser Weise führt Brubaker hier die Kritik fort, die schon die vor-klassische und die klassische Nationalismusforschung an den Nationalgeschichte-schreibungen des 19. Jahrhunderts geübt hat. Vgl. zu dieser Geary 2002, S. 25-52.

207 Brubaker 1996, S. 15-16; Brubaker 2007, S. 19-20.

»We should not ask ›what is a nation‹ but rather: how is nationhood as a political and cultural form institutionalized within and among states? How does nation work as practical category, as classificatory scheme, as cognitive frame?«²⁰⁸

Die Annahme, dass Nation und Nationalität nicht nur einfach interpretativ konstruiert sind, sondern sich gerade als Konsequenz dessen ihres prekären, unbestimmten und vorläufigen Inhalts nicht entledigen können, ermöglicht es, an den beiden problematischsten Stellen über Anderson im Besonderen, aber auch die klassisch-modernistische Nationalismusforschung im Allgemeinen produktiv hinauszudenken. Nation und Nationalität sind – etwa mit Brubaker – nicht als essentialistische Kollektivbegriffe oder als reale Wesen, sondern als dynamische Prozesse, unsichere Institutionalisierungen und interpretative Sichtweisen zu begreifen. Dies hat zur Folge, dass ihr Konstruktionscharakter nicht einfach nur behauptet, sondern der zugrunde liegende interpretative Konstruktionsprozess aufgezeigt und analysiert werden muss. Damit kann zwischen dem Inhalt des Nationalismus und dessen gemeinschaftsstiftenden Funktionen nicht getrennt werden, wie Anderson dies versucht. Nation ist zu verstehen als beständiger Versuch, eine Nation interpretativ zu konstruieren – und Nationalismus als die Ideologie, die diesen Versuch im Denken und Handeln der Menschen verankern möchte. Dieser Versuch führt zu einer gewissen Stabilität, ist aber notwendig von Scheitern, Brüchen und Ambiguitäten begleitet. Damit aber ist der fundamental unsichere Status des Nationalen nicht, wie bei Anderson, allenfalls implizit mitzudenken. Schon gar nicht sollten Scheitern, Brüche und Ambiguitäten als empirische Sonderfälle oder als Abweichung vom Idealfall theoretisch ausgeblendet werden, sondern sie müssen vielmehr als konstitutiv ins Zentrum der Nationalismusanalyse rücken. Für die Forschung zur Außenkulturpolitik folgt hieraus, dass sie die Frage nach der interpretativen Konstruktion wie auch der grundsätzlichen Unsicherheit und Unabgeschlossenheit von Nation und Nationalität gerade im Kontext der zwischenstaatlichen Interaktion berücksichtigen muss.

Post-klassische Nationalismustheorien betonen in diesem Zusammenhang, hier theoriegeschichtlich an den Poststrukturalismus anschließend, insbesondere die Bedeutung von Grenzen. Brubaker hat hierzu etwa »Staatsbürgerschaft als soziale Schließung« untersucht und dabei sowohl territoriale als auch rechtlich-individuelle Ein- und Ausschlussmechanismen beschrieben.²⁰⁹ Der Begriff »Grenze« ist dabei nicht in erster Linie

208 Brubaker 1996, S. 16.

209 Brubaker 2000. Vgl. zu Ausschlussmechanismen innerhalb moderner Nationalstaaten auch Marx 2002; zu solchen nach der Französischen Revolution Brubaker 1994, S. 75-76.

materiell-territorial als Grenzlinie zwischen zwei Staaten zu verstehen.²¹⁰ Gemeint ist vielmehr jeglicher Versuch, Nationen durch interpretative Differenzierungsprozesse als einander verschieden, in sich aber geschlossen zu behaupten und – gerade hierin liegt die theoretische Neuerung post-klassischer Nationalismustheorien – hierdurch überhaupt erst zu konstituieren.²¹¹

Wenn nun allerdings der interpretativen Unbestimmtheit im Allgemeinen und gegenseitiger Abgrenzung im Besonderen für die Konstruktion von Nationen eine derart zentrale Bedeutung zukommt, Nationen aber als kulturelle Konstrukte verstanden werden sollen, so rückt die Frage nach dem exakten theoretischen Stellenwert von Kultur unweigerlich ins Zentrum der Analyse von Nationalismus und Nationalstaat. Kultur wird zum Spiel- oder zum Schlachtfeld der Konstruktion und Differenzierung von Nationen.²¹² Die von Anderson weitgehend ausgeblendete Frage nach dem genauen Inhalt des Nationalismus und der Nation ließe sich aus einer Art theoretischen Binnenperspektive in diesem Sinne beantworten: Nation ist ein interpretatives und kulturelles Konstrukt, das als solches einer beständigen existentiellen Unbestimmtheit unterliegt und zur (allerdings aufgrund seines interpretativen Charakters niemals gelingenden) Überwindung dieser Unbestimmtheit auf weitere kulturelle Konstrukte angewiesen ist, die es von anderen Nationen unterscheiden und abgrenzen sollen.

Eine solche Definition ist, wie jede Definition, vorläufig und ungenau – und deshalb unbefriedigend. Insbesondere bleibt unklar, was mit »kulturell« oder »Kultur« gemeint sein soll, gerade von einer solchen Bestimmung aber scheint ein adäquates Verständnis des Nationsbegriffs abhängig zu sein. Die Frage, was Kultur ist und welche Rolle ihr im Zusammenhang mit einer Analyse von Nationen und Nationalismen zukommt, möchte ich im folgenden Unterkapitel genauer untersuchen. Eine umfassende Analyse des Kulturbegriffs ist dabei allerdings nicht intendiert, eine solche soll vielmehr lediglich vorbereitet werden. Dies bedeutet insbesondere, ihre Relevanz für die Analyse von Nationalismus und Nationalstaat im Allgemeinen wie auch für eine Außenkulturpolitik-Analyse im Besonderen zu belegen.

1.3.2 Nationalstaat und Kultur

Nationen sind, so ließe sich die Definition des vorhergehenden Unterkapitels verkürzt wiedergeben, interpretative und kulturelle Konstrukte, die selbst wieder mit weiteren kulturellen Konstrukten verknüpft sind. Das theo-

210 Vgl. Eriksen 2002, S. 39. Gleichwohl fungieren auch materielle Grenzen konstruktiv, vgl. Brown 2001.

211 Um den aktiv-interpretativen Praxischarakter dieser Konstruktion von Nationen zu unterstreichen, werde ich im Folgenden bevorzugt von Abgrenzung sprechen.

212 Vgl. dazu auch Abu-Lughod 1991, S. 143: »Culture is the essential tool for making other.«

retische Problem liegt exakt in dieser Dopplung begründet: Nationen stellen einerseits insofern kulturelle Phänomene dar, als sie interpretativ konstruiert werden. Hier liegt ein sehr weites, methodologisch motiviertes Verständnis von Kultur zu Grunde, das im Sinne meiner Ausführungen zum Kulturbegriff als »anthropologisch« bezeichnet werden könnte. Andererseits berufen sich Nationen mit legitimierender Intention auch selbst auf eine je eigene »Kultur« im engeren Sinne als vermeintlichen Kern ihrer Existenz. Offenbar liegen hier verschiedene Kulturbegriffe vor, die analytisch zueinander in Beziehung gesetzt werden müssen. Zu diesem frühen Zeitpunkt meiner Untersuchung werde ich dies allerdings nicht versuchen. Ziel der nun folgenden Ausführungen soll es vielmehr lediglich sein, weiterführende Überlegungen zum Kulturbegriff einer Außenkulturpolitik-Analyse vorzubereiten. Dabei wird sich allerdings durchaus zeigen, dass gerade ein interpretativer Kulturbegriff, der sich an post-klassische Nationalismusanalysen wie auch an poststrukturalistische Ansätze der Internationalen Beziehungen anschließt und Abgrenzungsprozesse in den Mittelpunkt stellt, verschiedene kulturell relevante Aspekte der Nationalismusforschung zusammenzuführen vermag.

Nationalismustheorien haben bislang häufig versucht, explizit oder implizit Kultur und Nation kausal zueinander ins Verhältnis zu setzen. Bei Deutsch etwa stellt kommunikative Effizienz dasjenige Kriterium dar, auf dem aufbauend Nationen entstehen können. Häufig aber wird gerade in der jüngeren Nationalismusforschung aus dieser Kausalität eine Art Wechselkausalität. Bei Gellner beruht die Existenz von Nationen auf der Notwendigkeit, Kultur zu homogenisieren, hervorgerufen durch Industrialisierung und Kapitalismus. Bei Smith geht der Existenz einer Nation nicht nur eine gemeinsame Kultur, sondern auch eine gemeinsame Ethnizität mit zumindest potentiell vernationalen Wurzeln voraus.²¹³ In diesen Fällen wird der Nation ein Charakter des interpretativen Konstruktes keineswegs abgesprochen, er wird allerdings auf kulturelle Gegebenheiten zurückgeführt. Umgekehrt aber konzipieren nicht nur Anderson, Gellner und Smith Kultur auch selbst in gleich zweierlei Weisen als ein Konstrukt. Zum einen verstehen sie die Vorstellung von Kultur als ein solches; die Idee kultureller Gemeinsamkeiten gilt ihnen weder als naturgegeben noch als objektiv oder als sozial apriorisch.²¹⁴ Zum anderen wird dieses Konstrukt durch Nationalismus oder Nationalstaat überhaupt erst geschaffen und permanent reproduziert, etwa durch eine entsprechende Sprach-, Kultur-, Wissenschafts- und Bildungspolitik. Es sind gerade die modernistischen Nationalismustheorien, die diesen

213 Deutsch 1966, S. 166-168; Gellner 1991, S. 69-89; Smith 1993, S. 8-42.

214 Hier wäre bei Smith zu unterscheiden zwischen sozial apriorisch und primordial. Zwar geht er von der primordialen, vor-nationalen Existenz kultureller Faktoren aus, versteht diese aber durchaus als interpretative Konstrukte. Vgl. Smith 1999, S. 59-61; Smith 1993, S. 19-23.

Punkt als eine ganz wesentliche Grundlage ihrer Argumentation starkmachen.²¹⁵

Tatsächlich gilt es jedoch, nicht einfach nur von einer wechselseitigen Konstitution von Nation und Kultur auszugehen und diese als prozesshaft zu konzeptionalisieren, sondern die Unterscheidung zwischen Nation und Kultur selbst zu hinterfragen. Da beide, Kultur und Nation, kulturelle und interpretative Konstrukte sind, ist auch beider Unterscheidung von einer nichtessentialistischen Sozialwissenschaft als interpretativ konstruiert zu verstehen.²¹⁶ Der legitimatorische Sinn, der Kultur im Rahmen von Nationenbildungsprozessen zukommt, ist damit nicht nur einfach Ergebnis, sondern immer zugleich auch Bedingung dieser Unterscheidung. Nur weil und in dem Nationalismen zwischen Nation und Kultur in einer bestimmten Weise interpretativ unterscheiden möchten, vermögen sie sich auf Kultur als der gemeinsamen Grundlage der eigenen Nation zu berufen. Zugleich ist es ihnen nur auf diese Weise möglich, die offensichtliche Veränderbarkeit des Kulturellen mit dem Gedanken einer diesem essentiell zu Grunde liegenden überzeitlichen Dauerhaftigkeit – im Begriff der Nation verortet – zu versöhnen.²¹⁷ Die Nation kann vor diesem Hintergrund als universales Prinzip erscheinen, dem die Partikularismen des Kulturellen gegenüber stehen. Dieses Prinzip findet seinen Ausdruck in einer Welt, die in Nationen und Staaten aufgeteilt wird und in der das Partikulare seinen Platz in eben diesen Nationen und Staaten findet.²¹⁸

Die Unterscheidung zwischen einer vermeintlich überzeitlichen und übersozialen Nationalität und einer Kultur als veränderlichem Ausdruck der-

215 Gellner 1991, S. 69-89; Anderson 1993, S. 44-53; Hobsbawm 2005, S. 67-76 und 97-117; Billig 1995, S. 29-33; in einem gewissen Sinne auch Breuilly 1982, S. 334-349; aber eben auch Smith 1993, S. 91-95. Auch in der für die jüngere Nationalismusforschung einflussreichen Kulturanthropologie Fredrik Barths wird dieser Punkt betont, vgl. etwa Barth 1998, S. 11-15. Bei Luhmann ist die Konstitution von Nation durch den Staat die eine Hälfte einer wechselseitigen Konstitution, vgl. Luhmann 1998, S. 365-366; ähnlich Bauman 1999, S. xxx-xlv.

216 Vgl. erkenntnistheoretisch dazu die Überlegung Umberto Ecos, das Sein sei etwas, was einen Teil von sich selbst abtrenne, der wiederum dazu neige, das Sein selbst zu interpretieren; Eco 2003, S. 51. Die Analogie von Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie, die ich an dieser Stelle mit meinem Verweis auf Eco behaupte, wird nicht zuletzt im Rahmen einer Selbstreflexivität interpretativer Wissenschaft gefordert, vgl. dazu Unterkap. 2.1.1 dieser Untersuchung.

217 Vgl. zu diesem Widerspruch Bhabha 1990b, S. 294-297.

218 Vgl. zu Universalismus und Partikularismus in Nation und Nationalismus Billig 1995, S. 83-87; Breuilly 1982, S. 355-356; Anderson 1993, S. 14-15; mit Blick auf Staatensouveränität und internationale Beziehungen Walker 1993; Walker 1990, S. 6 (hier mit umgekehrtem Begriffsgebrauch). Vgl. dazu auch Unterkap. 2.2.1 dieser Untersuchung.

selben ist, nebenbei bemerkt, auch Voraussetzung dafür, dass Nation, Nationalismus und Nationalstaat als quasi-natürlich erscheinen können; ein Schein, auf den gerade Gellner und Anderson wiederholt verwiesen haben, um deren spezifisch modernen Charakter zu betonen.²¹⁹ Der Versuch, auf diese Weise die Nation der prekären Wechselhaftigkeit, der kreativen Vielfalt und der Ambivalenz des Kulturellen zu entziehen, ist allerdings selbst prekär und ambivalent, weil er selbst interpretativer Bestandteil des Kulturellen ist und bleibt.²²⁰ Die Zirkularität, die hier erkennbar wird, ist letztlich nicht auflösbar. Sie soll zu diesem Zeitpunkt meiner Untersuchung noch keine weitere Erläuterung erhalten, ich verweise aber auf meine semiotischen Überlegungen an späterer Stelle dieser Untersuchung.²²¹

Es wäre allerdings zu kurz gegriffen, wollte man bei der Unterscheidung von Nation und Kultur stehen bleiben. Letztlich ist diese nämlich lediglich eine Seite der Medaille, deren andere die schon im vorherigen Kapitel angesprochene Abgrenzung der Nationen von ihresgleichen bildet. Die Unterscheidung von Nation und Kultur sowie die Unterscheidung verschiedener Nationen bedingen sich gegenseitig: Nur weil eine Nation von »ihrer« Kultur geschieden wird, werden national vorgestellte Kulturen miteinander vergleichbar. Diese Vergleichbarkeit wiederum stützt den Nationsbegriff als von Kultur getrenntem, da eben gerade nicht abstrakte Nationen, sondern mit legitimatorischer Intention vermeintlich konkrete und objektivierte, national vorgestellte Kulturen einander gegenübergestellt werden. Thomas Hylland Eriksen spricht in diesem Zusammenhang von einer »Verdinglichung« des Kulturellen, die es ermögliche, über Kultur zu reden, als ob sie eine Konstante wäre.²²² Offenbar wird aber, hierüber hinausgehend, Kultur als ganze in einer Weise »verdinglicht«, die es ermöglicht, über Nationen zu reden und diese miteinander zu vergleichen, als ob sie präexistente und konstante Gruppen wären.

Wenn nun aber ein national begrenztes Konzept von Kultur konstruiert oder, mit Eriksen gesprochen, verdinglicht wird, so geschieht dies faktisch durch Reduktion auf einen eingeschränkten Phänomenbereich. Die interpretative Konstruktion nationaler Kultur basiert auf dem Ausschluss dessen, was ihr nicht zugerechnet werden soll: Das, was nationalistisch als Kultur verstanden wird, blendet nicht nur – wie eben beschrieben – den eigenen Konstruktionsakt sowie die eigene Nationsvorstellung aus, sondern ist auch

219 Vgl. beispielhaft Gellner 1991, S. 16; Anderson 1993, S. 14; vgl. zur modernistischen Nationalismusforschung allgemein Smutny 2004.

220 Homi Bhabha verweist in diesem Zusammenhang auf die problematische Schließung aller Zeichenprozesse, mithin die mangelnde Eindeutigkeit des Interpretierens. Eine solche Überlegung wäre zu diesem Zeitpunkt meiner Untersuchung verfrüht, stellt aber die konsequente interpretative und semiotische Begründung dieses Sachverhalts dar. Vgl. Bhabha 1990a, S. 2-3.

221 Vgl. Kap. 2.1 dieser Untersuchung.

222 Eriksen 2002, S. 102.

darüber hinaus sowohl äußerst selektiv als auch innovativ. Innovativ ist der Nationalismus, weil er sich nicht damit bescheidet, Vorgefundenes weiterzuentwickeln, sondern Elemente nationaler Kultur durchaus auch selbst erfindet. So hat beispielsweise Eric Hobsbawm darauf hingewiesen, dass seit Beginn der Industriellen Revolution, verstärkt in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg, Traditionen in zahlreichen, wenn nicht allen damals existenten Staaten erfunden wurden.²²³ Selektiv ist der Nationalismus, weil er nur bestimmte kulturelle Elemente zu Teilen dessen werden lässt, was er als seine Kultur versteht. Dies wird etwa von Anthony Smith betont, der diesen Sachverhalt zum Beleg für prämoderne Wurzeln moderner Nationalismen nimmt und sich damit gegen die modernistische Annahme eines Bruchs zwischen Moderne und Vormoderne wendet.²²⁴

Tatsächlich schließen sich aber Innovation und Selektion keineswegs aus, sie ergänzen sich vielmehr, und die Grenze zwischen ihnen ist fließend.²²⁵ Durch beide werden kulturelle Elemente bestimmt und objektiviert, die nun aggregiert meist im Singular als »eine/die Kultur« bezeichnet werden, während andere kulturelle Elemente ausgeblendet bleiben. Dieser »Kultur« lassen sich nun andere »Kulturen«, hier im Plural, komparativ gegenüberstellen. Dabei geht dieser Vergleich, der immer schon die gegenseitige Abgrenzung in sich trägt, der Konstruktion nationaler Kulturen keineswegs voraus. Genauso, wie die Unterscheidung von Nation und Kultur gerade in ihrer Negation im Kulturellen präsent bleibt, sind das Moment der Abgrenzung und die Konstruktion einer nationalen Kultur nicht voneinander zu trennen. Das kulturell Eigene ist letztlich nur über das kulturell Andere bestimmbar.²²⁶

Eine solche Annahme wirft Probleme auf. So scheint im permanenten Bezug auf das Andere, das sich ja selbst wieder nur auf Anderes bezieht, erneut ein Zirkelschluss erkennbar zu werden. Dieser verdient eine genauere Betrachtung gerade deshalb, weil es sich tatsächlich gar nicht um einen solchen handelt. Um den vermeintlichen Zirkelschluss aufzulösen, müssen zwei zentrale Punkte berücksichtigt werden: Die Interaktivität der interpretativen Konstruktion nationaler Kultur sowie der interpretative Charakter des »Anderen«.

223 Hobsbawm 1989a, S. 4-11; Hobsbawm 1989b, S. 263-300.

224 Smith 1993, S. 42 und 91-95. Da die meisten klassisch-modernistischen Autoren allerdings keineswegs bestreiten, dass Nationalismen auf vormoderne kulturelle Elemente zurückgreifen, geht das Smithsche Argument fehl. Vgl. Jansen/Borggräfe 2007, S. 104. Vgl. zur Selektivität und sozialen Gebundenheit aller kulturellen Überlieferung Williams 1961, S. 50-53.

225 Vgl. Weichlein 1997, S. 194-196.

226 Soziologisch Bauman 1990, 45-46; Bauman 1973, S. 107-123; Hall 1997, S. 234-238; kulturanthropologisch Barth 1998, S. 10; Eriksen 2002, S. 38. Vgl. in der Theorie internationaler Beziehungen aus staatstheoretischer (nicht kulturtheoretischer) Sicht Walker 1993, bes. S. 61-66 und 176-179.

Abgrenzung setzt immer Interaktion voraus, um Kategorien der Differenz und kulturelle Differenzen interpretativ zu bestimmen und damit gegenseitige Differenzierung überhaupt erst möglich zu machen.²²⁷ Nur im direkten Kontakt mit dem, was potentiell oder tatsächlich als »anders« gilt, kann dieses als potentiell Anderes überhaupt behauptet werden. Dass dabei nicht jedes einzelne Individuum notwendig persönlich in Interaktion treten muss, dass dies empirisch sogar nur in seltenen Fällen passiert und selbst dann lediglich der Reproduktion oder Anpassung erlernter Interpretationsmuster dient, sollte zumindest kurz erwähnt sein. Vorstellungen der Existenz eines Anderen sind – wie alle interpretativen Konstruktionen – institutionalisierbar, tradierbar und erlernbar; sie haben als Ganze keinen eindeutigen historischen oder sozialen Ursprung.²²⁸ Gleichwohl lässt die grundlegende Interaktivität der Konstruktion nationaler Kulturen die gleichzeitige Existenz verschiedener »Anderer« verstehen, die sich zur Schaffung einer Vorstellung des Eigenen von Anderen abgrenzen: Hier liegt insofern kein Zirkelschluss vor, als ihrer aller Gleichursprünglichkeit – und damit die Gleichursprünglichkeit von eigener und anderer Kultur – auf der wechselseitigen Interaktion mit dem Anderen fußt, dem das Eigene ja im gleichen Moment ein Anderes ist.²²⁹

Dies setzt wohlgerne voraus, auch das Verhältnis zwischen Interaktion und Konstruktion eines Anderen nicht als kausal, sondern als wechselseitig konstitutiv zu verstehen. Dies ist allerdings auch in meiner Konzeption von Kultur als interpretativem Konstrukt, das im Interaktionsakt überhaupt erst denkbar wird, durchaus schon impliziert. Ginge man hingegen davon aus, dass Interaktion kausale Bedingung für die Differenzierung verschiedener Kulturen ist, so müsste man deren apriorische Existenz annehmen, was nicht nur einen Rückschritt hinter die Kritik post-klassischer Nationalismustheorien bedeutete, sondern auch die Akzeptanz eines wirklichen, aporischen Zirkelschlusses implizierte.

227 Barth 1998, S. 15-16; Cohen 1985, S. 13-14. Der Zusammenhang von Interaktion und Kultur bzw. Identität wurde gerade im Nachgang zu Symbolischem Interaktionismus und amerikanischem Pragmatismus starkgemacht. In den internationalen Beziehungen wurde in jüngerer Zeit insbesondere Alexander Wendts Modell eines »First Encounter« diskutiert. Vgl. Wendt 1992, S. 404-406; Wendt 1999, S. 328-332.

228 Brubaker 2007, S. 24-28. Vgl. dazu auch Andersons häufig diskutierte Feststellung, dass Nation gerade deshalb eine vorgestellte Gemeinschaft sei, weil sich ihre Mitglieder einander nicht kennen: Hier wird das Eigene institutionalisiert, tradiert und erlernt; Anderson 1993, S. 16-15.

229 Interaktion in diesem weiten Sinne, dies sei der Vollständigkeit halber erwähnt, ist dabei weder mit Kooperation gleichzusetzen noch per se als friedlich oder normativ überlegen zu verstehen: Abgrenzung in Interaktion zu vollziehen und Grenzen aufrecht zu erhalten, kann beispielsweise durchaus gewaltsam verlaufen. Vgl. Eriksen 2002, S. 110-111.

Vor diesem Hintergrund sind die wahrgenommenen kulturellen Differenzen und die andere nationale Kultur als ganze weder als objektiv noch als naturgegeben zu verstehen – anders wäre eine solche ontologische Konzeption von Gleichursprünglichkeit ohne Ursprung nicht denkbar. Ihre Bedeutung erhalten Kategorien, Differenzen und Kulturen vielmehr zugeschrieben, etwa durch Selektion und Innovation; sie werden interpretativ konstruiert, wofür Interaktion eine notwendige, keineswegs aber eine hinreichende Voraussetzung ist.²³⁰ Die Frage nach Ähnlichkeit oder Differenz ist daher keine Frage der objektiven Gegebenheiten, sondern der Interpretation: Die schon bestehende und permanent reproduzierte Bedeutung kultureller Grenzen für diejenigen, die sich diesseits oder jenseits ihrer befinden, ist der entscheidende Faktor bei der Konstruktion nationaler Kulturen – und nicht etwaige Kriterien »an sich«.²³¹ Die Konstruktion des Eigenen und des Anderen ist zwar an Interaktion mit dem als anders Konstruierten gebunden, wird von dieser aber nicht determiniert. Wenn das kulturell Eigene also nur über das kulturell Andere hergestellt werden kann, so liegt hier gerade deshalb kein Zirkelschluss vor, weil das Andere keine objektiv gegebene und genau bestimmbare Entität oder Kollektivität mit eigenen Konstrukten des Anderen sein kann, sondern weil es für die Konstruktion der eigenen nationalen Kultur vielmehr als interpretatives Konstrukt relevant wird. Das Andere ist so gesehen notwendig Teil des Eigenen.²³² In genau diesem Sinne bleibt das Moment der Abgrenzung in der Konstruktion einer nationalen Kultur notwendig enthalten, und aus genau diesem Grund ist die Abgrenzung zwischen verschiedenen nationalen Kulturen stets unsicher und angreifbar.

Das bisher Gesagte sollte dazu dienen, die Kultur einer Nation als ein Konstrukt zu beschreiben, das auf einer doppelten Abgrenzungsbewegung basiert: Zum einen auf dem universalisierenden Ausschluss der Nationsidee sowie der Konstruktion von Nation und Kultur aus dem Kulturellen, zum anderen auf der partikularisierenden, kulturbasierten Abgrenzung von anderen Nationen. Damit reduziert sich das potentiell unendlich Vielfältige, das menschliches Sein und Interpretieren ausmacht, auf einen begrenzten Phänomenbereich. Ausgeschlossen bleibt alles, was als überzeitlich und übersozial der Nation zugerechnet wird, sowie alles, was im Differenzierungsprozess zwischen Nationen – aus Gründen, über die nur detaillierte Einzelanalysen aufklären könnten – keine Berücksichtigung findet.²³³ Kulturelle Elemente, die hingegen nicht ausgeschlossen, sondern der eigenen nationalen Kultur zugeordnet werden, erscheinen nun mit großer normativer Verbind-

230 Vgl. Brubaker 2007, S. 31-32.

231 Cohen 1985, S. 19-21, 74, 97-117.

232 Vgl. dazu auch Bauman 1990, S. 42; Derrida 2002, S. 193-196.

233 Man könnte hier die Unterscheidung von Kultur und Natur ergänzen, die allerdings mit der Analyse der Konstruktion nationaler Kulturen nur noch sehr vermittelt zu tun hätte; vgl. hierzu etwa Borsche 2000 oder Nöth 2002a.

lichkeit als vermeintlich feste, eindeutige und essentielle Bezugspunkte einer Vorstellung von Gemeinschaftlichkeit und Gemeinsamkeit.

Es scheint mir an dieser Stelle sinnvoll zu sein, meine Ausführungen an einigen fassbareren Beispielen kultureller Elemente des Nationalismus zu konkretisieren. Das, was in der beschriebenen Weise als nationale Kultur konstruiert wird, umfasst die verschiedensten menschlichen Lebensbereiche, ist in verschiedenem Ausmaß wirkmächtig und den Menschen in unterschiedlichem Ausmaß bewusst. Da jede Konstruktion einer Nation und jeder Nationalismus sich von allen anderen unterscheidet, unterscheiden sich auch ihre jeweiligen kulturellen Elemente. Schon die vor-klassische Nationalismusforschung hat sich deshalb von dem Gedanken verabschiedet, man könne durch die Aufzählung vermeintlich objektiver Elemente Nation und Nationalismus eindeutig bestimmen.²³⁴ Eine Realdefinition »nationaler Kultur« entwickeln zu wollen, der zufolge nationale Kultur eben genau die Gesamtheit der im Folgenden genannten Typen kultureller Elemente sei, verbietet sich aus sozialtheoretischer Sicht aufgrund ihres interpretativen Charakters, aus geschichtstheoretischer Sicht aufgrund ihrer historischen Kontingenz und aus methodologischer Sicht aufgrund ihrer begrifflich nicht fassbaren empirischen Vielfaltigkeit.²³⁵ Die folgende Aufzählung und Gliederung von Elementen des Nationalismus beansprucht deshalb weder Vollständigkeit noch gleiche Relevanz zu verschiedenen Zeiten und für verschiedene Nationskonstruktionen. Auch entbehren die Grenzen zwischen den genannten Typen nicht einer gewissen Willkürlichkeit, worauf ich gleich nochmals genauer eingehen werde. Gleichwohl dürfte die Typologie als solche in ihrer Allgemeinheit für die Analyse der verschiedenen Nationalismen durchaus brauchbar sein, und sei es nur aus Gründen der besseren Veranschaulichung.

- Einem ersten von drei Typen kultureller Elemente des Nationalismus sind geschichtliche Mythen der eigenen historischen und, wenn auch nicht notwendig, biologischen Provenienz sowie der eigenen Territorialität zuzuordnen. Nationalismen schaffen sich nicht nur Nationalgeschichten, die von den eigenen Grundlagen, der Entstehung der eigenen Nation sowie deren Entwicklung bis in die Gegenwart erzählen, sondern sie sorgen auch für deren Verbreitung in Bildungssystemen, Wissenschaft und partiell in Medien. Nicht zuletzt spielen hierbei Kontakte und Konflikte mit anderen Nationen eine zentrale Rolle. Solche Nationalgeschichten umfassen keineswegs nur politische Aspekte, sondern durchaus auch jene aus Künsten, Sport, Wissenschaft und anderen Bereichen. Erzählungen über den Ursprung der Nation, je nach den zeitgeschichtlichen Umständen aber durchaus auch Erzählungen über die jüngste Vergangenheit, handeln da-

234 Vgl. beispielhaft Kohn 1950, S. 35-37; Hroch 2000, S. 4. Die klassische und post-klassische Nationalismusforschung hat diese Grundannahme übernommen.

235 Vgl. Chabal/Daloz 2006, S. 21-22.

bei häufig vom eigenen Territorium, dessen Wichtigkeit und seinen physischen Grenzen.²³⁶

- Ein zweiter Typus kultureller Elemente des Nationalismus wird vom Nationalismus selbst so gut wie nie, in der Wissenschaft nur selten explizit als Kultur bezeichnet. Er umfasst alle Vorstellungen von der eigenen politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Ordnung. Hier wären etwa für die modernen Staaten zentrale Aspekte wie Souveränität, Menschenrechte, Bürgerpflichten, Demokratie oder Diktatur, aber auch Recht, Moral und Ethik anzusiedeln. Auch wenn die Elemente dieses Typus selten als Kultur bezeichnet werden, so können sie doch zumindest insoweit unter diesen Oberbegriff subsumiert werden, als sie der Abgrenzung von anderen Nationen und deren Kulturen dienen, im Inneren eine enorme symbolische Bedeutung genießen und in nationalistischen Ideologien nicht als Wesen, sondern als Ausdruck des nationalistischen Prinzips konzipiert werden.²³⁷
- Der dritte und letzte Typus umfasst jene kulturellen Elemente, die in der Nationalismusforschung vermutlich am häufigsten analysiert wurden und die auch in der vorliegenden Untersuchung zwar nicht ausschließlich, aber doch überwiegend von Interesse sind. Gemeint sind jene kulturellen Elemente, die in einem engeren Sinne als kulturell bzw. massenkulturell bezeichnet werden könnten, also etwa solche aus Sport, Künsten, Wissenschaft und auch Sprache. In diesen Bereich sind auch kulturelle Elemente einzubeziehen, auf die Michael Billig recht prominent hingewiesen hat, die aber auch in Andersons Analyse moderner Zeitwahrnehmung schon implizit mitgedacht sind: Jene kleinen, unscheinbaren Symbole nationalistischer Zugehörigkeit, die den Alltag der Menschen begleiten, ohne bewusst als nationalistisch wahrgenommen zu werden. Zu denken wäre etwa an die Allgegenwart von Flaggen und Münzen, die scheinbar harmlose Rede von »Wir« und »Sie« oder die Darstellung des eigenen Territoriums in TV-Wetterberichten.²³⁸

Die Aufnahme des zweiten Typus in diese Typologie der Elemente nationaler Kulturen macht einen wesentlichen Vorteil einer Analyse des Nationalismus deutlich, die sich an die post-klassische Nationalismusforschung anlehnt und die interpretative Konstruktion von Nation und Kultur durch Pro-

236 Vgl. Smith 1999, S. 57-70; Smith 1993, S. 14; Cohen 1985, S. 14; Eriksen 2002, S. 111; Hall 1994, S. 202-203; McCrone 1998, S. 44-62; Geary 2002, S. 39-47; Giddens 1985, S. 212; Renan 1967; Poole 1999, S. 16-17; Berger 2002; Berger 2008; Deudney 1996, S. 131-133; Albert 1999; Brown 2001.

237 Vgl. Smith 1993, S. 14; Weichlein 1997, S. 194-196; Breuilly 1982, S. 347-348; Brubaker 2000; Eriksen 2002, S. 107-108; Giddens 1985, S. 210-212; Kohn 1950, S. 22-23; Poole 1999, S. 17.

238 Vgl. Smith 1993, S. 14; Cohen 1985, S. 14; Eriksen 2002, S. 100-101; Hall 1994, S. 202; Gellner 1991, S. 58-61; Anderson 1993, S. 30-53; Billig 1995.

zesse der Abgrenzung in den Mittelpunkt rückt. Für eine solche Analyse ist es völlig zweitrangig, wie sehr einzelne Nationalismen auf der politischen, rechtlichen und ökonomischen Ordnung auf der einen bzw. auf massenkulturellen Diskursen, Ritualen und Symboliken auf der anderen Seite fußen. Die empirisch kaum durchzuhaltende, ursprünglich auf Friedrich Meinecke zurückgehende Unterscheidung von Staatsnation und Kulturnation sowie die damit zusammenhängende Unterscheidung von subjektiver und objektiver Grundlage der Nationenbildung ist damit zweitrangig, wenn nicht gar hinfällig: Konzeptionen der Staatsnation und der subjektiven Nationalisierung werden gemeinhin vorwiegend mit wert- und normbasierten kulturellen Elementen des zweiten Typus, jene der Kulturnation und der objektiven Nationalisierung vorwiegend mit kulturellen Elementen des dritten Typus assoziiert. Damit entpuppen sich beide als lediglich besondere historische Ausprägungen der interpretativen Konstruktion von Nation und Kultur, die empirisch kaum unterscheidbar sind.²³⁹

Die wissenschaftliche Tragfähigkeit meiner Typologie ist allerdings beschränkt, insbesondere durch die notwendige Unschärfe bei der Unterscheidung der drei Typen. So haben beispielsweise der zweite und der dritte Typus stets auch historische Charakteristika. Das Narrativ des fußballerischen, in Deutschland so genannten »Wunders von Bern« etwa könnte man dem ersten, aber auch dem dritten Typus zuordnen; überhaupt sind historische Erzählungen immer auch auf mediale Verbreitung und Tradierung angewiesen. Die Territorialität von Nationalstaaten ist zweifellos für alle drei Typen relevant, für den ersten als Topos historischer Narrative, für den zweiten als Geltungsbereich staatlicher, rechtlicher und ökonomischer Ordnung und für den dritten als symbolischem Bezugspunkt in fiktiven und non-fiktiven Darstellungen und Narrativen.

Wichtiger als eine möglichst klare Unterscheidung zwischen verschiedenen Typen kultureller Elemente des Nationalismus ist allerdings ohnehin deren Beitrag zur interpretativen Konstruktion nationaler Kulturen und der Grenzen zwischen ihnen. Ein solcher lässt sich für kulturelle Elemente aller drei Typen nachweisen, was ich an drei Beispielen verdeutlichen möchte. So erzählen historische Narrative aus dem ersten Typus beispielsweise stets Geschichten von Freundschaften, Bündnissen und Feindschaften der eigenen mit anderen Nationen. Vorstellungen der eigenen politischen, rechtlichen und ökonomischen Ordnung aus dem zweiten Typus reproduzieren sich im Glauben, dass andere Staaten Ordnungen aufweisen, die der eigenen mehr oder weniger ähnlich bzw. unähnlich sind. Eigene künstlerische Pro-

239 Vgl. Kiss 1992, S. 110; Brubaker 2007, S. 186-197. Brubaker macht hier auch auf die normative Aufladung dieser Unterscheidung aufmerksam. Vgl. zu »Staatsnation« und »Kulturnation« allgemein Kramer 1997, S. 541-542; Smutny 2004, S. 10-14; Alter 1985, S. 19-24.

duktionen aus dem dritten Typus wiederum werden denjenigen anderer Nationen mehr oder weniger kompetitiv gegenübergestellt.²⁴⁰

Eine strenge Unterscheidung der drei Typen wird zusätzlich dadurch verunmöglicht, dass ihre kulturellen Elemente selbst interpretative Konstrukte verschiedenster Arten darstellen – wobei, dies sei aus erkenntnistheoretischer Warte hinzugefügt, auch diese Arten zu unterscheiden eine interpretative Kreativeleistung darstellt. So ließen sich beispielsweise ohne Anspruch auf Vollständigkeit materielle Artefakte (etwa Bücher und Denkmäler), immaterielle Artefakte (etwa Erzählungen, Organisationen oder literarische Kanones), (immaterielle) Emotionen sowie immaterielle Abstrakta (etwa Normen, Werte, Prozesse) unterscheiden. Diese sind allerdings auf vielfältige Weise, durchaus auch quer zu den genannten drei Typen kultureller Elemente, miteinander verknüpft: So werden Normen und Werte in Büchern und TV-Sendungen diskutiert und hierbei (re-)produziert bzw. gewandelt, es werden Emotionen und Werte in Denkmälern und Erzählungen versinnbildlicht oder Prozesse in Organisationen entwickelt. Die Frage, wie solche Verknüpfungen verstanden werden können, geht über den Zusammenhang von Kultur und Nationalismus weit hinaus. Dieser Problembereich bildet in letzter Konsequenz einen großen Teil dessen, was in den gesamten Geistes- und Sozialwissenschaften erforscht wird. Es wäre deshalb vermessenen, von der Nationalismusforschung, über wenige prominente Einzelfälle hinaus, tragfähige Lösungsvorschläge hierzu zu erwarten oder solche an dieser Stelle gar selbst entwickeln zu wollen.²⁴¹ Zugleich wäre dies allerdings auch alles andere als zielführend.

Gleichwohl verweisen diese Überlegungen auf einen wichtigen Sachverhalt, der es durchaus verdient, näher betrachtet zu werden: Gemeint ist die Unterscheidung von materiellen und immateriellen Phänomenen. Sie scheint mir zumindest für die Analyse von Außenkulturpolitik relevanter zu sein als die Frage nach einer daran anschließenden Untergliederung beider Phänomengruppen oder die Frage nach Zusammenhängen zwischen ihnen. In der Nationalismusforschung wurde sie bislang eher selten, beiläufig und unter wenig einheitlichen Begriffen thematisiert.²⁴²

240 Zum dritten Punkt verweise ich auf meine umfassenderen Ausführungen in Teil III dieser Untersuchung.

241 Als beispielhaft für Überlegungen in der Nationalismusforschung, die in diese Richtung weisen, lassen sich Benedict Andersons Ausführungen zur in der Moderne veränderten Wahrnehmung von Zeit nennen; vgl. Anderson 1993, S. 30-43.

242 Vgl. beispielhaft die Unterscheidung von Symbol und Kommunikation bei Armstrong 1982, S. 7-8; die Unterscheidung von Personen, Dingen und Institutionen einerseits und sekundären Symbolen andererseits bei Deutsch 1966, S. 173; oder die Beschreibung von Routinen als verkörperter Vergangenheit bei Billig 1995, S. 42; die Bedeutung von Schrift bei Mann 1992, S. 141. In der

Festzuhalten ist zunächst, dass sich sowohl immaterielle als auch materielle kulturelle Phänomene in allen drei Typen der oben genannten Typologie finden lassen: Historische Erzählungen aus dem ersten, Organisationen oder kollektive politische Diskurse aus dem zweiten und national gefärbte literarische Kanones aus dem dritten Typus stellen insofern immaterielle Phänomene oder Abstrakta dar, als sie sinnlich und materiell nicht unmittelbar zugänglich sind. Die Menschen können historische Erzählungen nicht sehen, sondern betrachten Denkmäler, lesen Buchstaben oder hören Worte, die im Gesamtkontext ihres Wissens und ihrer Interpretation eine solche Erzählung ergeben. Ebenso können die Menschen Diskurse und Kanones nicht sehen, sondern sie rezipieren Medien bzw. Bücher oder diskutieren persönlich miteinander. Politische oder ökonomische Prozesse sind ebenso an materielle menschliche Kommunikation und praktisches menschliches Handeln gebunden wie Organisationen. Ross Poole unterstreicht diesen Sachverhalt mit den folgenden Ausführungen, in denen er allerdings einen gewissen Bias zu Gunsten kultureller Elemente des dritten Typus erkennen lässt:

»It [die Nation, P.S.] exists in and through the language we speak, the public symbols we acknowledge, the history and literature we were taught at school, the music we listen to, the currency we use, the sporting activities we enjoy, and the new bulletins on the television. These cultural artefacts enable us to recognise that our way of life has an objective external existence, and they constitute the social environment which we recognise as ours and in which we are ›at home.«²⁴³

In materiellen Artefakten und, so wäre Poole zu ergänzen, konkreten Handlungen erhalten Vorstellungen von nationaler Kultur und Vorstellungen von Nation Dauerhaftigkeit und sinnliche Wahrnehmbarkeit.²⁴⁴ Ich werde sie im Folgenden als materielle kulturelle Objekte bezeichnen.²⁴⁵ Sie ermöglichen es den Mitgliedern einer Nation, sich über große zeitliche und räumliche

Anthropologie wäre zu verweisen auf die Rolle von Signalen und Zeichen bei der Zuweisung von Ethnizität nach Barth 1998, S. 14.

243 Poole 1999, S. 13-14.

244 Vgl. ergänzend zur Dauerhaftigkeit durch Materialität Leach 1978, S. 49-50.

245 Vgl. zur Bedeutung von Materialität in interpretativen Sozialwissenschaften Reckwitz 2002. Die Semiotik, insbesondere Umberto Eco, betont häufig die Wichtigkeit des Materiellen; vgl. beispielhaft Eco 1987a, S. 399-403; Eco 1985b, S. 73-75; vgl. dazu auch Lorusso 2008, S. 82. Der späte Eco entwickelte schließlich eine Auffassung von »Resistenzlinien« des Seins, die als Hinwendung zur Annahme bedeutungsdeterminierender Elemente des Materiellen verstanden werden kann und die deshalb häufig kritisiert wurde; vgl. Eco 2003, S. 49-72; kritisch dazu Lewis 1985; Müller 2000. In ähnlicher Weise ließen sich auch Goffmans Ausführungen zu natürlichen Grundlagen sozialen Framings verstehen; vgl. Goffman 1977, S. 32-34. Aus kulturphilosophischer Sicht vgl. allgemein zu diesem Problem Schwemmer 1997, S. 59-64.

Distanzen hinweg auf identische oder zumindest ähnliche Objekte zu beziehen, diese zu interpretieren und Teil des individuellen und kollektiven Lebensumfelds werden zu lassen. Wenngleich hiermit weder die relative Homogenisierung noch die relative Stabilisierung nationaler Kulturen vollständig erklärbar sind, so stellt dieser permanente Bezug auf materielle kulturelle Objekte doch für beide einen nicht zu vernachlässigenden Faktor dar. Die interpretative Konstruktion einer nationalen Kultur und damit einer Nation ist ohne diese Materialität nicht zu denken,²⁴⁶ denn jede Form des Zeichengebrauchs ist stets an die Materialität der Zeichen gebunden.²⁴⁷

Damit rückt eine der vier im Rahmen meiner Ausführungen zur Genese des Kulturbegriffs erarbeiteten Bedeutungsdimensionen in den Mittelpunkt, die gerade auch für Außenkulturpolitik von größter Wichtigkeit ist: jene des Artefakts.²⁴⁸ Sie ist zu ergänzen um die Bedeutungsdimension individueller Bildung, die im Rahmen von Personenaustausch eine zentrale Rolle spielt. Beide, Artefakte und Personen, stellen Materialisierungen von Kultur dar, ohne die deren Austausch oder Präsentation schlicht nicht möglich wäre.

Mit diesen Ausführungen zur Materialität von Kultur soll aber weder behauptet werden, dass die Bedeutung dieser kulturellen Objekte aus ihnen selbst entspringe, noch, dass diese von allen Individuen in identischer Weise interpretiert würden. Wenngleich sich im Umgang mit materiellen kulturellen Objekten bestimmte regelmäßige Interpretationsmuster einstellen, so sind diese wie auch ihre situative Anwendung grundsätzlich kontingent: Sowohl die Bedeutung, die bestimmten kulturellen Elementen zugeschrieben wird, als auch deren Verortung im Kontext einer kollektiv und nationalistisch vorgestellten Kultur sind von Interpretation abhängig.²⁴⁹ Will man also

246 Vgl. Albert 1999, S. 260.

247 Damit soll selbstredend nicht essentialistisch behauptet werden, dass Materialität oder materielle Form des Zeichens in irgendeiner Weise dessen Interpretation beeinflussen oder gar determinieren. (Semiotisch gesprochen: zu unterstreichen, dass die Materialität des Zeichens nicht ausgeblendet werden dürfe, sagt über die Art und Form des Verhältnisses von Signifikant und Signifikat nichts aus). Vgl. beispielhaft zum Verhältnis von Zeichen und Materialität und der semiotischen Unumgänglichkeit des Materiellen Butler 1993, S. 67-69; allgemeiner Olsen 2006. Auch Derridas Überordnung des Signifikanten über das Signifikat sowie seine Kritik an Saussures Nachordnung der Lautlichkeit des sprachlichen Zeichens lassen sich in diesem Sinne als eine Art Verteidigung der partiellen kognitiven Unzugänglichkeit der Materialität des Zeichens verstehen; vgl. Derrida 1988; Derrida 2003, S. 92-93. Vgl. dazu auch Ecos Theorem der Beobachtbarkeit und Handhabbarkeit des Signifikanten; Eco 1977a, S. 179-180; sowie Ecos in Fn. 245 auf S. 110 dieser Untersuchung erwähntes Theorem der Resistenzlinien des Materiellen; Eco 2003, S. 49-72; sowie allgemein hierzu Rusterholz 1998, S. 2335.

248 Vgl. Kap 1.1 dieser Untersuchung.

249 Cohen 1985, bes. S. 15-18.

Brubakers post-klassischem Diktum folgen, dass nicht nach Nationen gefragt werden solle, sondern besser nationalistische Prozesse der Institutionalisierung und Kategorisierung, ergo der Konstruktion von Nationen zu erforschen seien,²⁵⁰ so wäre entsprechend abzuleiten: Nicht materielle kulturelle Objekte als solche, sondern deren vielfältige (und durchaus auch widersprüchliche) Interpretationen sind zu erforschen, um den nationalistischen Charakter von Kultur zu verstehen.

Damit sucht eine Analyse des Nationalismus, wie ich sie auf den vorangegangenen Seiten vorgeschlagen habe, keine essentielle, »eigentliche« Bedeutung, sondern sie analysiert vielfältige Bedeutungen, wie sie in alltäglichen Interpretationssituationen geschaffen werden. Ein solcher Ansatz, der sich an die post-klassische Nationalismusforschung anlehnt und die interpretative Konstruktion von Nation und Kultur in den Mittelpunkt rückt, weist nicht nur für meine eigenen Untersuchungen von Außenkulturpolitik einen gewichtigen Vorteil auf: Er macht es möglich, einen Begriff von Nation zu gewinnen, der weder innere Homogenisierung überbetont, wie es weite Teile der vor-klassischen und klassischen Nationalismusforschung und auch der konstruktivistischen Forschung zu Internationalen Beziehungen tun,²⁵¹ noch in postmoderner Manier das Verschwinden des Nationalstaats konstatiert.

Da Nation und Kultur aufgrund ihrer interpretativen Konstruktion stets nur eine relative Stabilität haben können, stellt eine solche Analyse die Frage nach der Form, dem Umfang und der Genese dieser relativen Stabilität. Damit soll die Bedeutung von Prozessen relativer innerer Homogenisierung, für die sich in großer Zahl Beispiele aus allen drei Typen kultureller Elemente finden lassen, keineswegs geleugnet werden. Gleichwohl sind konstruierte Grenzen von Nation und Kultur stets prekär und angreifbar; kulturelle Objekte sind niemals eindeutig – innere Differenzen können deshalb nie vollständig (und wohl auch nicht einmal auf Dauer annähernd) in Identität überführbar sein.²⁵² Aus einer stärker diskurstheoretisch orientierten Warte schlägt Stuart Hall deshalb vor, nationale Kulturen nicht als homogen zu konzipieren, sondern als Versuch, Homogenität zu suggerieren:

»Wir sollten nationale Kulturen nicht als etwas Einheitliches, sondern als einen diskursiven Entwurf denken, der Differenzen als Einheit oder Identität darstellt.«²⁵³

250 Brubaker 1996, S. 16.

251 Besonders beispielhaft und explizit Gellner 1981, S. 762-771, der die Instabilität kultureller Homogenität hier zwar einräumt, aber für methodologisch unwichtig hält. Für die vor-klassische Nationalismusforschung vgl. beispielhaft Deutsch 1966, S. 170-175.

252 Marx 2002, S. 105; Kiss 1992, S. 107-108. Vgl. dazu auch die Ausführungen Brubakers zum Identitätsbegriff in den Sozialwissenschaften; Brubaker 2007, S. 46-74.

253 Hall 1994, S. 206.

In ähnlicher Weise argumentiert David McCrone, in dessen Augen der kollektive Bezug auf kulturelle Elemente eben gerade nicht den Effekt hat, tatsächliche Homogenität herzustellen, sondern nationale Identität lediglich als homogen zu präsentieren:

»The ›narrative‹ of the nation is told and retold through national histories, literatures, the media and popular culture, which together provide a set of stories, images, landscapes, scenarios, historical events, national symbols and rituals. Through these stories national identity is presented as primordial, essential, unified and continuous.«²⁵⁴

Daraus folgt insbesondere auch, dass die wissenschaftliche Erforschung kultureller Objekte deren tatsächliche, interpretativ hergestellte Bedeutung im alltäglichen Zusammenhang nicht nur nicht ignorieren darf, sondern ins Zentrum stellen muss: Selbst wenn sich bei kulturellen Objekten nach – aus Sicht der Forschenden – »objektiven« Kriterien Gemeinsamkeiten oder Unterschiede behaupten lassen, so folgt daraus nicht notwendig, dass Gemeinsamkeiten zu Nähe und Unterschiede zu Distanz führen müssen. »Ähnliche« kulturelle Objekte können von den Menschen ohne Weiteres verschiedenen Nationen und Kulturen zugeordnet werden,²⁵⁵ während »verschiedene« kulturelle Objekte als verbindend oder einigend interpretiert werden können.²⁵⁶

An die Ausgangsfrage dieses Kapitels nach der interpretativen Konstruktion von Nation und nationaler Kultur schließt sich damit die Frage an, unter welchen Umständen und auf welche Weise mit eben diesen Vorstellungen von Nation und Kultur relativ stabile Ideen von kultureller Homogenität und Ordnung geschaffen werden. Beide Problemstellungen sind für jede Analyse von Außenkulturpolitik in höchstem Maße relevant: Schließlich ist Außenkulturpolitik ja nichts anderes als der außenpolitische Einsatz dessen, was für die Kultur des eigenen oder eines anderen Staates gehalten wird. Damit berührt dieses Politikfeld unweigerlich Aspekte der Homogenisierung nach innen, denn Außenkulturpolitik zu betreiben setzt eine gewisse Vorstellung von dem voraus, was für die eigene Kultur gehalten wird. Es berührt aber genauso unweigerlich auch Aspekte der Abgrenzung gegenüber anderen Nationalstaaten, denn die Präsentation zahlreicher kultureller Elemente eines Nationalstaates fernab seiner Grenzen geht notwendig mit Konfrontation, Vergleich und der interpretativen Konstruktion kultureller Differenzen einher. Hier sind einmal mehr Aspekte des Inneren und Aspekte des Äußeren, des Eigenen und des Anderen nicht voneinander zu trennen.

254 McCrone 1998, S. 52.

255 Die Interpretation bzw. Präsentation von Nationalstaaten überschreitender Ähnlichkeit als Differenz zeigt Sarah Corse am Beispiel US-amerikanischer und kanadischer Populärromane; Corse 1995.

256 Eriksen 2002, S. 115–118. In gewisser Weise wäre hier auch auf die gesamte Multikulturalismus-Debatte in verschiedenen Nationalstaaten zu verweisen.

1.3.3 Resümee

Außenkulturpolitik ist jene Politik, die das, was in Staaten als Kultur gilt, zu einem Bestandteil zwischenstaatlicher und internationaler Beziehungen und Kontakte machen möchte. Hierbei ist, wie das vorhergehende Unterkapitel gezeigt hat, ein solcher Begriff von Kultur eng an die nationalistische Genese und Reproduktion von Kultur bzw. die Konstruktion von Nationalstaaten gebunden. Eine Analyse außenkulturpolitischer Programme und Maßnahmen kommt deshalb nicht umhin, diese Zusammenhänge zu berücksichtigen. Sie kann die nationalstaatliche Verortung von Außenkulturpolitik sowie deren Bezugnahme auf interpretativ konstruierte Vorstellungen von Nation und nationaler Kultur nicht ausblenden, sondern muss sie in den Mittelpunkt stellen. Dabei ist eine interpretative Analyse, die sich in der von mir beschriebenen Weise an post-klassische Ansätze der Nationalismusforschung anlehnt, aus fünf Gründen vielversprechend.

Zum Ersten ermöglicht sie es, Außenkulturpolitik konsequent vor dem Hintergrund der permanenten, letztlich stets prekären Konstruktion von Nation und Kultur zu verstehen. Sie sieht weder Nation noch Kultur als naturgegeben oder objektiv an, sondern analysiert Außenkulturpolitik als Politikfeld, durch das Vorstellungen von Nationen und Kulturen bzw. kulturellen Differenzen geschaffen und reproduziert werden. Damit vermeidet sie die Gefahr, die in zahlreichen empirischen Arbeiten zu Kultur in der Außenpolitik verschiedenster Staaten nicht gesehen wurde: Nämlich die, einseitig Kultur als »Quelle« und Nationalstaaten als Akteure beim Entwerfen und Durchführen außenkulturpolitischer Programme, Maßnahmen und Politiken zu verstehen. Die Annahme, dass Kultur und Nation der Außenkulturpolitik vorausgingen, stellt eine simplifizierende Abstraktion tatsächlicher Bedingungsverhältnisse dar. Diese Vereinfachung verläuft letztlich analog zu nationalistischen Diskursen, da sie – wie jene – beide Konstrukte als natürlich, zumindest aber als gegeben voraussetzt. Letztlich liegt einer solchen Annahme genau der Fehler zu Grunde, den Brubaker für die vor-klassische und die klassische Nationalismusforschung konstatiert: Es werden Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse verwechselt.

Zum Zweiten betont eine interpretative Analyse von Außenkulturpolitik die Bedeutung wechselseitiger Abgrenzung bei der Konstruktion nationaler Kulturen. Das, was als Kultur des anderen Nationalstaats gilt, lässt sich als interpretativ konstruierte Vorstellung einer Kultur des Anderen verstehen, die immer schon Teil der eigenen Kultur ist. Interaktion spielt bei dieser Konstruktion von Bildern des Anderen eine zentrale Rolle. Außenkulturpolitik lässt sich als Abfolge eben solcher Interaktionen verstehen, durch die es sowohl zur interpretativen Konstruktion von Vorstellungen eines Anderen kommt, von dem man sich hierdurch zugleich abgrenzt, wie auch zur interpretativen Konstruktion von Vorstellungen eines Eigenen. Dabei ist der Aspekt der Wechselseitigkeit zu betonen: Im Regelfall sind Nationalstaaten gegenseitig mit außenkulturpolitischen Angeboten vertreten; sie grenzen

sich entsprechend wechselseitig durch die Konstruktion und Reproduktion kultureller Differenzen voneinander ab. Und selbst wenn ein Land sich dem anderen präsentiert, ohne dass dieses es ihm umgekehrt gleich macht, ist die Abgrenzung wechselseitig, da auch in diesem Fall beiderseits das Eigene als Eigenes, das Andere als Anderes und beider Konfrontation entsprechend als Differenz markiert wird.

Zum Dritten ermöglicht eine Analyse von Außenkulturpolitik, die sich an der post-klassischen Nationalismusforschung orientiert, die Frage nach der »objektiven« oder empirischen Homogenität der Kultur eines Nationalstaats als irrelevant auszublenden. Dieser Punkt schließt unmittelbar an die beiden zuvor genannten Vorteile einer solchen Herangehensweise an. Sie interessiert sich lediglich dafür, wie im kulturellen Abgrenzungsprozess zwischen Nationalstaaten, der eben auch durch Außenkulturpolitik funktioniert, innere kulturelle Kohäsion zu konstruieren versucht wird. Die Frage, ob daraus tatsächliche Homogenität resultiert, interessiert nicht: Auch ein möglicherweise nach innen vielfältiger und inhomogener Nationalstaat vermag diese Vielfalt und Inhomogenität nach außen als kohäsiv und normativ richtig zu postulieren. Sehr viel relevanter als die ohnehin nicht zu beantwortende Frage, ob er damit empirisch oder »objektiv« richtig liegt, ist die Frage, ob und wie es ihm gelingt, kulturelle und nationalistische Gemeinschaftsvorstellungen zu konstruieren. Aus diesem Grunde kann man (und werde ich) von einem Nationalstaat auch dann sprechen, wenn dessen Bewohner sich als aus mehreren Nationen zusammengesetzt ansehen oder wenn der Nationsbegriff für sie überhaupt keine Rolle spielt. In diesem Sinne sind etwa auch Kanada, Belgien oder die Schweiz Nationalstaaten, selbst wenn sie aus Sicht einer essentialisierenden Politikwissenschaft nicht als solche gelten mögen.

Zum Vierten verspricht eine solche interpretative Analyse von Außenkulturpolitik, das Verhältnis von inneren und äußeren Aspekten des Nationalstaats adäquat zu erfassen. Die scharfe Trennung zwischen Innenpolitik und Außenpolitik, die etwa für die traditionellen Theorien der Internationalen Beziehungen, aber durchaus auch für viele Nationalismustheorien eine wichtige Grundannahme darstellt, ist im Rahmen einer interpretativen Analyse von Außenkulturpolitik fragwürdig. Diese ist nämlich immer zweiseitig, weil sie sich zwar an Zielgruppen im Ausland wendet, hierfür aber auf kulturelle Inhalte zurückgreift, die im Inland generiert werden. Eine interpretative Analyse dieses Politikfeldes ermöglicht es, beide Seiten angemessen zu berücksichtigen und zugleich die Trennung von Ausland und Inland zu hinterfragen: Gerade indem sie unterstreicht, wie zentral die Konstruktion kultureller Differenz für die Konstruktion nationaler Kultur ist, verbindet sie die Genese außenkulturpolitischer Programmatik im Inland mit deren Umsetzung im Ausland. Darüber hinaus ist für eine solche Analyse die Unterscheidung zwischen Innen und Außen, zwischen Inland und Ausland, nicht Grundannahme der wissenschaftlichen Untersuchung selbst, sondern sie ist das zu Hinterfragende. Sie wird nicht vorausgesetzt, sondern als in-

terpretativ konstruiert verstanden. Wichtig ist es, gerade den Beitrag zu verstehen, den Außenkulturpolitik zu dieser Unterscheidung leistet.

Zum Fünften schließlich macht es eine solche interpretative Analyse von Außenkulturpolitik möglich, normative und idealistische Aspekte dieses Politikfeldes als Bestandteile von Interpretationen zu verstehen. In letzter Konsequenz gilt auch hier, dass Wissenschaft nicht Kategorien der Praxis mit Kategorien der Analyse verwechseln sollte, was aber zumindest im deutschsprachigen Raum ein grundlegendes Problem zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten zum Thema darstellt. So ist Außenkulturpolitik niemals notwendigerweise friedlich oder egalitär; die beidseitige Präsentation und Wahrnehmung von Kultur kann im Extremfall durchaus chauvinistisch oder propagandistisch sein. Eine begriffliche Unterscheidung zwischen beiden Extremen ist aber fragwürdig:²⁵⁷ Friedlichkeit oder Egalitarismus sind ebenso wie Chauvinismus oder Propaganda alltagspraktische Werturteile über politische Programme oder Strategien, die zu einem Verständnis tatsächlicher Prozesse der Interpretation und Konstruktion nationalistischer Vorstellungen auf begrifflicher Ebene zunächst nichts beitragen. Zwar sollte sich jede Analyse konkreter Außenkulturpolitiken durchaus fragen, wie, unter welchen Umständen und warum bestimmte Maßnahmen seitens der beteiligten Akteure oder des Publikums als friedlich und egalitär oder im anderen Extremfall als chauvinistisch und propagandistisch interpretiert werden. Diese Interpretationen aber sind Teil des zu Analysierenden, nicht der Analyse – andernfalls würde Kultur als Gegebenes und Eindeutiges vorausgesetzt, wodurch sich der Kultur und Nation konstruierende Charakter entsprechender Maßnahmen und Programme wiederum nicht erfassen ließe.

Einer interpretativen Analyse von Außenkulturpolitik bieten sich auf der anderen Seite allerdings auch zahlreiche Fallstricke, von denen einer an dieser Stelle eine genauere Betrachtung verdient. Gemeint ist das Verhältnis zwischen materiellen und immateriellen kulturellen Elementen bzw. die Rolle von kulturellen Objekten im Kulturaustausch. Es ist Materialität, die auch immateriellen kulturellen Objekten Dauerhaftigkeit und weite Verbreitung sichert; etwa wäre eine Erzählung ohne ihre materielle Sicherung in Büchern bzw. elektronischen Datenspeichern oder ohne ihre materielle Tradierung durch mündliches Erzählen wohl schneller aus dieser Welt verschwunden, als sie hineingekommen war. Materialität betont zugleich sinnliche bzw. körperliche Wahrnehmbarkeit; Dauerhaftigkeit und weite Verbreitung sind in diesem Sinne stets auf Materialität und Körperlichkeit bezogen.²⁵⁸ Dieser Sachverhalt ist für die Analyse von Außenkulturpolitik in-

257 Eine solche Unterscheidung, hier sogar in fünf abgestuften Begriffen, hat in jüngerer Zeit beispielsweise Kurt Düwell vorgenommen, vgl. Düwell 2005, S. 62-64. Vgl. hierzu auch die Ausführungen auf S. 14 dieser Untersuchung.

258 Kulturphilosophisch begründet etwa bei Schwemmer, der davon spricht, dass Symbole aufgrund ihrer Materialität als eigene Wirklichkeit erscheinen; Schwemmer 1997, S. 63-64.

sofern wichtig, als Kulturaustausch folgerichtig in ähnlicher Weise auf Materialität angewiesen ist. Ausgetauscht oder präsentiert werden materielle kulturelle Objekte, zu denen etwa im Fall des Personenaustauschs oder der Städtepartnerschaften durchaus auch Menschen gerechnet werden können. Man hat, so könnte man polemisch plausibilisieren, noch nie ein Gedicht von einem Land in ein anderes Land fahren oder fliegen sehen, sehr wohl aber Dichter(innen), Briefe oder Gedichtbände.²⁵⁹

Zumindest in der deutschsprachigen Forschung zur Außenkulturpolitik scheint es allerdings seit etwa den 1970er Jahren eine gewisse Tendenz zu geben, die materiellen Aspekte des Kulturaustauschs zu vernachlässigen oder auszublenden. Der politische Hintergrund hierfür dürfte in der programmatischen Neuausrichtung bundesdeutscher Außenkulturpolitik seit der sozialliberalen Koalition jener Jahre zu finden sein, die im Zuge einer Abkehr von elitären Kulturmodellen einen »erweiterten Kulturbegriff« propagierte. Dieser sollte neben den schönen Künsten oder der Sprache gerade auch abstrakte Aspekte wie Werte, Lebensweisen oder gesellschaftspolitische Diskurse umfassen.²⁶⁰ Damit veränderte sich die Konzeption dessen, was als »Quelle« für außenkulturpolitische Maßnahmen und Programme gelten sollte. Dieser Wandel einer außenkulturpolitischen Grundbegrifflichkeit hatte aber keine Auswirkungen auf die grundsätzliche Rolle, die Kultur im Kontext von Außenkulturpolitik spielt, und sie hatte die interpretative Konstruktion von Nation und Kultur selbstredend nicht beendet und nicht grundsätzlich verändert. Gleichwohl scheint seit jener Zeit kaum mehr eine deutschsprachige wissenschaftliche Arbeit umhin zu kommen, an exponierter Stelle auf die Erweiterung des Kulturbegriffs hinzuweisen, diese nicht selten affirmativ zu unterstreichen oder gar zum eigenen methodischen Ausgangspunkt zu machen.²⁶¹ In letzter Konsequenz trägt dies dazu bei, Kultur zwar abstrakter zu denken, aber – greifbar etwa in Aufzählungen nichtmaterieller kultureller Elemente – zugleich als Gegebenes vorauszusetzen. Die interpretative Konstruktion von Kultur und Nation durch Außenkulturpolitik wird auf diese Weise systematisch ausgeblendet.

Eine weitere Problematik im Zusammenhang mit der Materialität von Kultur habe ich im vorangehenden Unterkapitel schon angesprochen, wes-

259 Vgl. Link 1981, S. 263, der zunächst Kultur sehr breit definiert, indem er darunter auch »Lebensformen«, »Geistesverfassung« und »Wert-Einstellungen« fasst, dann aber als im Kulturaustausch über Grenzen hinweg Ausgetauschtes lediglich deren »Objektivationen« nennt.

260 Kretzenbacher 1992, S. 179-190. Die Debatten um einen »erweiterten Kulturbegriff« werden auch weltweit im Rahmen der UNESCO geführt; Hüfner 2005, S. 101. Vgl. hierzu auch Mitchell 1986, S. 8.

261 Zumindest neutral erwähnt beispielsweise bei Sattler 2007, S. 12; Andrei 2008, S. 14, hier allerdings durchaus als »zentraler Begriff«; affirmativ etwa bei Schäfer 2007, S. 51; Düwell 2005, S. 72; Altmann 2003, S. 13-20; Maaß 2005a, S. 208 (Bezug nehmend auf Kaiser/Mildenberger 1998).

halb sie hier nicht mehr ausführlich erörtert werden muss: Aus der Materialität kultureller Objekte sollte keineswegs geschlossen werden, dass diese nicht von Interpretation abhängig seien oder dass ihre Bedeutung ganz oder teilweise aus den Objekten selbst resultiere.²⁶² Es ist vielmehr gerade die Interpretation, die bestimmte materielle – wie auch bestimmte immaterielle – Objekte zu kulturellen Objekten macht. Solche Interpretationsprozesse zu verstehen, ist die Aufgabe der Sozial- und Kulturwissenschaften im Allgemeinen und jeder Analyse von Außenkulturpolitik im Besonderen. Meine Aufgabe im weiteren Verlauf dieser Untersuchung wird es sein, eine Konzeption für eine solche Analyse zu entwickeln und deren empirische wie auch theoretische Sinnhaftigkeit zu belegen.

Eine Möglichkeit, analytisch auf Interpretationsprozesse zuzugreifen, besteht darin, kulturelle Objekte als Zeichen zu konzipieren. Damit rückt ein fundamentaler Aspekt dieser Untersuchung in den Fokus, der in meinen bisherigen Ausführungen allenfalls zwischen den Zeilen eine Rolle spielte: Die Semiotik als jene Methode oder Wissenschaft, die sich mit der Interpretation von Zeichen befasst. Sie fragt etwa, wie und warum Menschen bestimmte Objekte als Zeichen verstehen, warum sie sie in einer bestimmten Weise interpretieren und was Interpretation in diesem Zusammenhang bedeutet. Gerade die Materialität und die Interpretationsabhängigkeit dessen, was Staaten im Rahmen von Außenkulturpolitik einander präsentieren, legen eine semiotische Herangehensweise nahe, denn die Interpretation eines kulturellen Objektes als Beimmen von Bedeutung zu einem Zeichen zu verstehen, verspricht, nationalistische Gehalte einer solchen Bedeutung extrahieren zu können. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, den Zusammenhang zwischen interpretativer Konstruktion von Nation und Kultur einerseits mit der interpretativen Konstruktion kultureller Objekte andererseits systematisch zu erfassen und gerade auch Außenkulturpolitik in dieser Weise zu analysieren. Dass ein solcher Ansatz durchaus in gewisser Kontinuität zu den kommunikationstheoretisch inspirierten Nationalismustheorien etwa Karl Deutschs oder Benedict Andersons steht, sollte dabei nicht unerwähnt bleiben.

Die Grundraaster einer entsprechenden semiotischen Analyse von Außenkulturpolitik werde ich in Teil II dieser Untersuchung entwickeln, zuvor allerdings nochmal die Ausgangspunkte einer solchen Analyse zusammenfassen.

262 Möglicherweise liegt genau eine solche Annahme vielen deutschsprachigen Arbeiten zur Außenkulturpolitik insofern zu Grunde, als diese voraussetzen, die »eigentliche« Bedeutung gehe aus den materiellen kulturellen Objekten ohnehin eindeutig hervor, so dass den – im »erweiterten Kulturbegriff« besonders betonten – immateriellen kulturellen Elementen mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden könne oder müsse.

1.4 ZUSAMMENFASSUNG

Ich werde im Folgenden die Überlegungen des ersten Teils meiner Untersuchung anhand einiger zentraler Begriffe zusammenfassen und Schlussfolgerungen für meine weiteren Ausführungen ziehen. Zu diesem Zweck erscheint es mir sinnvoll, zunächst einige allgemeine Gedanken zur Konzeption einer Außenkulturpolitik-Analyse vorzuschicken.

Ich habe mich auf den vorhergehenden Seiten mit wichtigen Theorien sowohl der Internationalen Beziehungen als auch der Nationalismusforschung befasst, um deren möglichen Beitrag zu einer solchen Analyse auszuloten. Die Grundüberlegung dabei war, dass Außenkulturpolitik – als grenzüberschreitende Tätigkeit – schlechthin eine internationale Angelegenheit ist und entsprechend von Theorien Internationaler Beziehungen in den Blick genommen werden sollte. Dabei hat sich allerdings gezeigt, dass dies nicht der Fall ist: Außenkulturpolitik wie auch Kultur im Sinne dessen, was zwischen Staaten ausgetauscht oder präsentiert wird, wird von diesen Ansätzen nicht angemessen erfasst, und auch denkbare Adaptionen müssen aufgrund ihrer Grundannahmen notwendig defizitär bleiben. Lediglich post-strukturalistische Ansätze der Internationalen Beziehungen, die Differenzierung zur Grundlage der Konstitution von Bedeutung machen, schienen in eine vielversprechende Richtung zu weisen: Kultur ließe sich, so zunächst die Vermutung, als dasjenige verstehen, durch das und in dem sich Nationalstaaten voneinander abgrenzten. Die enge Bindung des Kulturellen an die Nationskomponente moderner Nationalstaatlichkeit machte es deshalb notwendig, einen Blick auf die wichtigsten neueren Nationalismustheorien zu werfen. Dies erwies sich insbesondere unter Rückgriff auf post-klassische Ansätze als zielführend, wenngleich auch hiernach noch zahlreiche Fragen offen bleiben mussten.

Sowohl im Fall der Theorien Internationaler Beziehungen als auch im Fall der Nationalismustheorien haben sich damit diejenigen Ansätze als vielversprechend erwiesen, die als interpretativ bezeichnet werden können. Dies ist die methodologische Wendung jener Perspektive, die ich in der Einleitung noch vorläufig als »Perspektive der Wahrnehmung« bezeichnet hatte. Interpretative Ansätze verorten die Konstitution von Bedeutung nicht in den kulturellen Objekten selbst, sondern verstehen sie als kreative Interpretationsleistung eines Subjektes. Sie stehen damit in der Tradition derjenigen Ansätze, die den Kulturbegriff für die wissenschaftliche Analyse fruchtbar zu machen versuchen, indem sie ihn als sehr weiten Kulturbegriff dem Gesellschaftsbegriff gleich- oder gar überordnen. Ich werde auf interpretative Ansätze im folgenden Kapitel noch genauer eingehen.

An dieser Stelle soll es genügen, auf die Gemeinsamkeiten der beiden vielversprechendsten interpretativen Ansätze hinzuweisen, die ich im Rahmen meiner Überlegungen zu Theorien Internationaler Beziehungen und zu Nationalismustheorien identifizieren konnte: Gemeint sind der Poststrukturalismus im Fall der ersteren und post-klassische Ansätze im Fall der letzte-

ren. Die wichtigste Gemeinsamkeit beider ist sicherlich, und dies kennzeichnet sie als interpretative Ansätze im eben geschilderten Sinne, dass sie den Konstruktionscharakter wissenschaftlich analysierter Einheiten ernstnehmen. Für sie sind Nationen oder Staaten ebenso wenig objektiv und vorgängig existent, wie es Kultur ist. Die Fragen, was ein Staat sei und was eine Nation sei, lehnen sie zumindest dann ab, wenn mit dieser nach einem eindeutigen und festen Bedeutungskern gefragt würde. Nicht das Was, sondern das Wie dieser Phänomene interessiert sie: Wie kommen Menschen dazu, von Staaten und Nationen zu sprechen, wie werden entsprechende Vorstellungen interpretativ auf relative Dauerhaftigkeit gestellt, wie werden Staaten und Nationen mit dem Nimbus des Natürlichen versehen, wie werden sie verdinglicht?

Wissenschaftsstrategisch wenden sich beide durch eine vergleichsweise radikale Auslegung dieser Prämissen einer interpretativen Sozialwissenschaft gegen konkurrierende, weiter verbreitete und wissenschaftshistorisch früher entstandene Ansätze. Im Falle der Nationalismusforschung sind dies in erster Linie klassisch-modernistische Ansätze: Diese betonen zwar durchaus, dass Nationen und Nationalismus moderne Phänomene sind, die interpretativ konstruiert werden, behandeln sie letztlich aber sowohl in ihrer theoretischen Konzeption als auch in der methodischen Umsetzung als feste, geschlossene und objektiv existente soziale Entitäten. Im Falle der Theorien Internationaler Beziehungen kann der Poststrukturalismus als Kritik an konstruktivistischen Ansätzen verstanden werden. Auch diese betonen zwar sehr abstrakt den Konstruktionscharakter sozialer Phänomene – und zwar nicht nur von Staaten, sondern gegebenenfalls auch von Normen, Regeln, internationalen Systemen oder Weltbildern. Besonders in der empirischen konstruktivistischen Forschung werden diese aber häufig ihres interpretativen Charakters entkleidet, sie gelten dann entweder als Ressource für Akteurshandeln oder als einseitig durch andere Faktoren determiniert.

Der Poststrukturalismus in den Internationalen Beziehungen und post-klassische Ansätze der Nationalismusforschung setzen sich von solcherlei Annahmen ab, indem sie das Konzept der Differenzierung in den Mittelpunkt rücken. Interpretative Konstruktion von Staaten bzw. Nationen gilt ihnen als Konstruktion eines vermeintlich Identischen durch Abgrenzung von einem Anderen, wobei sich anhand von Überlegungen zum Kulturbegriff zeigen ließ, dass dieses Andere und diese Abgrenzung aus theoretischen Gründen als immer schon im Eigenen präsent verstanden werden müssen. Gerade für eine angemessene Konzeptualisierung von Kultur hat sich die Kombination von Poststrukturalismus in den Internationalen Beziehungen und post-klassischen Ansätzen der Nationalismusforschung als gewinnbringend erwiesen: Während erstere Außenkulturpolitik als Differenzierung verschiedener Staaten voneinander und von einem Internationalen verstehen lassen, ermöglichen letztere einen genaueren Blick auf kulturbasierte Differenzierung verschiedener, sich als Nationen verstehender Kollektive. Dass solcherlei Prozesse aufgrund ihres notwendig interpretativen Charakters be-

ständig unsicher, prekär und angreifbar sind, die Stabilität ihrer interpretativen Konstruktionen also letztlich stets nur relativ sein kann, sei abschließend als letzte, aber keineswegs unwichtige Gemeinsamkeit beider Ansätze erwähnt.

Es haben sich damit vier Begriffe als zentrale Ausgangspunkte einer Analyse von Außenkulturpolitik herausgestellt: der Begriff des Staates, der Nation, des Internationalen und der Kultur. Sie alle sind als interpretative Konstrukte auf eine vielfältige Weise wechselseitig miteinander verknüpft, die es erschwert, sie im Rahmen einer Konzeption für eine Außenkulturpolitik-Analyse systematisch zueinander in Beziehung zu setzen. Letztlich ist dies die Aufgabe meiner gesamten Untersuchung – die folgenden Ausführungen zu diesen zentralen Begriffen bleiben deshalb notwendig vorläufig und knapp.

Der Staat kann als eine interpretativ konstruierte soziale Gruppe mit einem vergleichsweise hohen Grad an administrativer Organisation, Zentralisierung und territorialer Schließung verstanden werden. Er ist diejenige Instanz, die direkt oder indirekt die wesentlichen organisatorischen, ideologischen und materiellen Ressourcen zur Verfügung stellt, um Vorstellungen relativ geschlossener kultureller Homogenität zu produzieren. Legitimato- risch beruft er sich auf das Vorhandensein einer kulturbasierten Nation, deren administrative Form er verkörpert und deren Existenz er auf Dauer stelle. Durch die wechselseitige differenzierende Bezugnahme von Staaten aufeinander, etwa im Rahmen von Anerkennungsverhältnissen und Souveränitätsideen, bilden sich zum einen Vorstellungen einer universalen politischen Sphäre jenseits des eigenen Staates heraus, die ich vorläufig als Internationales bezeichne, wie auch zum anderen Vorstellungen anderer Staaten, die analog dem eigenen als Verkörperung einer kulturell legitimierten Nation verstanden werden.

Die Nation stellt jenes interpretative Konstrukt dar, das – Gemeinschaft und kulturelle Homogenität suggerierend – den Staat ideologisch, legitimato- risch und emotional ergänzt. Als solches ist es in einem weiten Sinne ein kulturelles Konstrukt wie auch der Staat selbst. Die Differenzierung zwischen Nation und Kultur, die ersterer einen Nimbus des Natürlichen und Stablen, letzterer einen Nimbus des Hochwertigen, Kreativen und Veränderlichen verleiht, ist notwendige Voraussetzung für eine Differenzierung verschiedener Nationen gegeneinander, die wiederum analog zur Universalität der Staaten Vorstellungen einer Universalität der Nationen konstruiert. Genausowenig, wie der Staat also unabhängig von anderen Staaten gedacht werden kann, kann die Nation unabhängig von anderen Nationen gedacht werden. Und genauso wenig, wie die Vorstellung einer nationalen Kultur ohne eine Aufteilung der Welt in Nationen möglich ist, ist die Vorstellung einer Nation ohne die Vorstellung ihrer kulturellen Homogenität in Abgrenzung zu anderen kulturellen Homogenitäten denkbar.

Die interpretative Konstruktion einer internationalen Sphäre, ganz gleich ob als institutionalisierte Weltgesellschaft, als Ressource für Normen und

Regeln oder als anarchischer Selbsthilfe-Kampfplatz verstanden, basiert auf dieser doppelten Universalität: Nicht nur die Aufteilung der Welt in territorial begrenzte, nach innen wie nach außen als souverän gedachte Staaten, sondern auch das für den Nationalismus typische Ideal einer Passgenauigkeit von Staat und Nation bzw. einer inneren nationalen und kulturellen Homogenität der Staaten lassen das Internationale zu einer Sphäre der wechselseitigen Abgrenzung und den Nationalstaat zur wichtigsten Bezugsgröße individueller und kollektiver Selbstverortung werden. Insofern stehen auch Staaten und Nationen auf der einen und das Internationale auf der anderen Seite in einem reziproken, auf Differenzierung beruhenden Bedingungsverhältnis. Ob die Abgrenzung zwischen Staaten bzw. Nationen durch militärische Drohungen, durch die Konstruktion völkerrechtlicher Verhaltensregulatorien, durch die Schaffung internationaler Organisationen oder die Präsentation kultureller Artefakte geschieht, ist aus theoretischer Sicht zweitrangig. Eine Außenkulturpolitik-Analyse allerdings interessiert sich für letzteres.

Wenn ich eben von einer »Abgrenzung zwischen Staaten bzw. Nationen« gesprochen habe, so kulminiert hier das Scheitern des Versuches, zwischen Staat und Nation strikt zu trennen. In gewisser Weise drückt sich hier zugleich ein Scheitern der gängigen Theorien Internationaler Beziehungen aus, die Bedeutung des Nationalismus für das Internationale angemessen zu berücksichtigen.²⁶³ Eine Unterscheidung von Staat und Nation ist nicht nur ein interpretatives Konstrukt und als solches notwendig unsicher und unscharf, sondern sie ist selbst Produkt politischer Diskurse – in Brubakers Worten: Sie basiert auf Kategorien der Praxis. In der gängigen Literatur zum Thema wird vor diesem Hintergrund mehrheitlich vom »Nationalstaat« gesprochen, womit letztlich die Kombination beider gemeint wird.²⁶⁴ Dies ist durchaus sinnvoll, soweit damit nicht suggeriert werden soll, es gebe Staaten, die keine Nationalstaaten seien. Die häufig anzutreffende gegenläufige Argumentation, ein Staat könne aus mehreren Nationen bestehen und wäre in diesem Fall kein Nationalstaat, geht fehl. Sie unterstellt nicht nur die objektive und eindeutige Existenz von Nationen, sondern sie übersieht auch

263 Dies gilt umgekehrt nicht im gleichen Maße für Nationalismustheorien, die in größerem Umfang auch Staatlichkeit berücksichtigen. An der Vernachlässigung des Nationalismus durch Theorien Internationaler Beziehungen hat sich erst seit den frühen 1990er Jahren angesichts nationalistischer Exzesse in ehemals sozialistischen Staaten sowie angesichts eines zunehmenden Bewusstseins für Migrationsbewegungen etwas geändert. Vgl. beispielhaft für IB-Arbeiten, die Nationalismus oder Ethnizität berücksichtigen: Adamson/Demetriou 2007; Barkin/Cronin 1994; Cederman 2002; Chazan 1991; Evera 1994; Hall 1999; Lapid/Kratochwil 1996; Mayall 1990; Mayall 1999; Posen 1993a; Posen 1993b; Ryan 1995; Shulman 1998; Snyder 1993; Waeber/Buzan 1993.

264 Vgl. beispielhaft Giddens 1985; Alter 1985, S. 96-97; Barkin/Cronin 1994, S. 110-115; Schreiner 2006, S. 30.

den beständig prekären und angreifbaren Charakter jeder Staatlichkeit und jeder Nationalität. Sich an der post-klassischen Nationalismusforschung zu orientieren, ermöglicht es demgegenüber, die Frage nach der »objektiven« oder empirischen Homogenität der Kultur eines Nationalstaats als irrelevant auszublenden. Unerheblich ist überdies, ob die Bevölkerung eines Staates sich selbst mehrheitlich als Nation bezeichnet oder nicht, bzw. in welchem Ausmaß sie dies macht. Relevant ist lediglich, dass und wie in kulturellen Differenzierungsprozessen zwischen Nationalstaaten innere kulturelle Kohäsion zu konstruieren versucht wird und in welchem Maße dies gelingt. Diese innere kulturelle Kohäsion kann im Extremfall durchaus auf absoluter empirischer Heterogenität beruhen, sofern diese in größerem Umfang als verbindlich und verbindend akzeptiert wird.

Damit fehlt von den vier oben genannten wichtigen Begriffen einer Außenkulturpolitik-Analyse nur noch einer, nämlich jener der Kultur, hier nicht nur in einem sehr weiten, anthropologischen Sinne, sondern auch und gerade in einem engeren Sinne gemeint als dasjenige, was zwischen Staaten ausgetauscht oder präsentiert wird. Er ist von weitaus zentralerer Bedeutung als die anderen drei Begriffe, da in ihm eine Vielzahl an Differenzierungsprozessen zusammenfällt, die interpretativen Konstrukten wie etwa denen des Staates, der Nation oder des Internationalen zu Grunde liegen. Durch die abgrenzende Konstruktion von Vorstellungen relativ einheitlicher, kollektiv verbindender Kulturen konstituieren sich Nationen als vermeintlich natürlich, überzeitlich und objektiv; durch die Bezugnahme auf die eigenen, vermeintlich homogenen kulturellen Traditionen und Gegebenheiten legitimieren sich Staaten; durch die Differenzierung zwischen verschiedenen Kulturen differenzieren sich Nationalstaaten voneinander; und schließlich konstituiert sich das Internationale als diejenige Sphäre, in der verschiedene Kulturen miteinander konfrontiert werden.

Es handelt sich dabei um einen engeren Kulturbegriff, weil er auf der Ausgrenzung zahlreicher kultureller Begebenheiten beruht – nicht zuletzt auf der Ausgrenzung seines eigenen interpretativen Konstruktionsprozesses. Ich habe im Rahmen meiner Untersuchungen zur Genese des Kulturbegriffs verschiedene Dimensionen von Kultur herausgearbeitet. Sie alle sind methodologisch und theoretisch von Bedeutung, gleichwohl stehen für eine Außenkulturpolitik-Analyse die Bedeutungsdimensionen der Objekte und Artefakte sowie der individuellen Bildung überdeutlich im Vordergrund. Es sind materiell greifbare kulturelle Objekte und es sind Personen, die zwischen Staaten ausgetauscht und präsentiert werden. Diese sind interpretierbar, wie es auch die Handlungen des Austauschs und Präsentierens selbst sind. Die interpretative Konstruktion von Nationalstaaten durch und mit Außenkulturpolitik ist dabei an eine gewisse materielle Verdinglichung des Kulturellen gebunden, weil nur so Austausch und Präsentation möglich ist.

Die absolute Zentralität des Kulturbegriffs ist der erste Ausgangspunkt, den ich als Schlussfolgerung meiner bisherigen Überlegungen festhalten möchte. Nur wenn Kultur nicht einfach als gegeben und relevant vorausge-

setzt wird, sondern als zu Verstehendes in den Mittelpunkt einer jeden Außenkulturpolitik-Analyse rückt, kann letztere tatsächlich erklärungskräftig sein. Keine der gängigen Theorien Internationaler Beziehungen und kaum eine der zahlreichen empirischen Arbeiten zum Thema hat dies berücksichtigt. Eine solche Forschung hinterlässt damit eine nicht zu schließende Lücke, die die eigene Aussagekraft enorm einschränkt und das Phänomen Außenkulturpolitik unverstanden lässt. Kultur ist nicht nur einfach da, und Kultur ist nicht aus sich heraus relevant, sondern sie erhält Existenz und Relevanz in komplexen Prozessen der interpretativen Konstruktion von Nationalstaaten. Die erste Fragestellung einer Außenkulturpolitik-Analyse muss deshalb die nach der interpretativen Konstruktion von Kultur sein. Nur hiervon ausgehend kann eine solche Analyse alle drei Dimensionen ihrer eigenen Problemstellung erfassen: Erstens die spezifisch nationalistische Genese eines inneren Kultur- und Selbstverständnisses, das sich zwischen einzelnen Staaten zwar unterscheidet, aber doch eine gewisse strukturelle Ähnlichkeit aufweist; zweitens das Bedürfnis, sich gegenüber den anderen Nationalstaaten, bei denen eine analoge Relevanzvorstellung von Kultur vermutet wird, kulturell zu repräsentieren; und drittens schließlich die mögliche, wenngleich nicht zwingende Interpretation von Kultur als in irgendeiner Form freundlich oder verbindend.

Stellt man die Relevanz und Existenz von Kultur als dasjenige, was zwischen Nationalstaaten ausgetauscht oder präsentiert wird, wie beschrieben in Frage, so lässt sich daraus unmittelbar der zweite Ausgangspunkt ableiten, den ich für eine Außenkulturpolitik-Analyse festhalten möchte: Die Notwendigkeit, zu versuchen, in jedem Einzelfall die interpretative Konstruktion von Homogenität und Differenz zu verstehen. Kultur ist als eine Art Spiel- oder Schlachtfeld zu analysieren, auf dem und durch das vorgestellte Ähnlichkeiten oder Bindungen innerhalb von Nationalstaaten und Unterschiede zwischen diesen geschaffen werden. Diese permanente Konstruktion eines Innen und eines Außen verweist wiederum unmittelbar auf den dritten Ausgangspunkt einer Analyse von Außenkulturpolitik, nämlich die Konstitution der Nationalstaaten und des Internationalen selbst. Zu verstehen, wie Kultur und Außenkulturpolitik letztlich mit den einzelnen Nationalstaaten und dem Internationalen zusammenhängen, ist Bedingung für ein adäquates Verständnis von moderner Staatlichkeit und Internationalität zumindest im Hinblick auf diese besondere Form von Außenpolitik bzw. internationaler Politik.

Rückt man aber, wie ich es beschrieben habe, das Verständnis von Kultur in den Mittelpunkt einer Außenkulturpolitik-Analyse, so liegt ein semiotischer Zugriff nahe. Die Notwendigkeit, kulturelle Objekte zu interpretieren, weist hierauf ebenso deutlich hin wie die Notwendigkeit, außenkulturpolitische Handlungen zu interpretieren. Die Semiotik bietet die Möglichkeit, solche Interpretationen als zeichenbasiert zu konzipieren. Im nun folgenden Teil II dieser Untersuchung werde ich zunächst einen solchen semiotischen Ansatz entwickeln. Im Anschluss daran werde ich mich einem

Problem zuwenden, das in meinen bisherigen Ausführungen nur angedeutet wurde, mit dem eine semiotische Analyse aber unweigerlich zurechtkommen muss: Gemeint ist die Beschreibung der Welt durch partikularistische und universalistische Ideologien.

Sowohl die Theorien Internationaler Beziehungen als auch die Nationalismustheorien skizzieren den Staat bzw. die Nation als ein Partikulares, dem außerhalb seiner selbst ein Universalismus globaler Staatlichkeit bzw. Nationenhaftigkeit gegenübersteht, auf dem jeder Partikularismus zugleich beruht. Die wissenschaftliche Relevanz dieser Partikularismus-Universalismus-Vorstellungen resultiert aber keineswegs nur aus dieser Übereinstimmung von Denkweisen in zwei ansonsten eher gegeneinander isolierten Forschungsdisziplinen. Diese Kongruenz ist, führt man sich den Gegenstand beider Disziplinen und die fragwürdige Trennung von Staat und Nation vor Augen, sogar vergleichsweise banal. Dass der Universalismus-Partikularismus-Gegensatz im Rahmen einer Außenkulturpolitik-Analyse nicht ausgeblendet werden sollte, liegt vielmehr an der großen Bedeutung, die Kultur für die interpretative Konstruktion von Nationalstaaten hat. Da es (auch) Kultur ist, durch die sich Nationalstaaten voneinander unterscheiden, fußt (auch) auf ihr ein jeder Partikularismus. Das Verhältnis von Universalismus und Partikularismus zu verstehen, könnte deshalb zu verstehen helfen, wie durch Außenkulturpolitik Vorstellungen von Nationalstaaten und einer internationalen Sphäre geschaffen werden.

Die besondere Herausforderung dieses Vorhabens liegt dabei in der Kombination eines semiotischen Zugriffs, der recht kleinteilig an den Interpretationen außenkulturpolitischer Zeichen interessiert ist, mit einem ideengeschichtlichen Zugriff, der historische und wissenschaftliche Vorstellungen von Partikularismus und Universalismus zu erfassen sucht. Beide zu integrieren, wird Aufgabe des nun folgenden zweiten Teils dieser Untersuchung sein.

